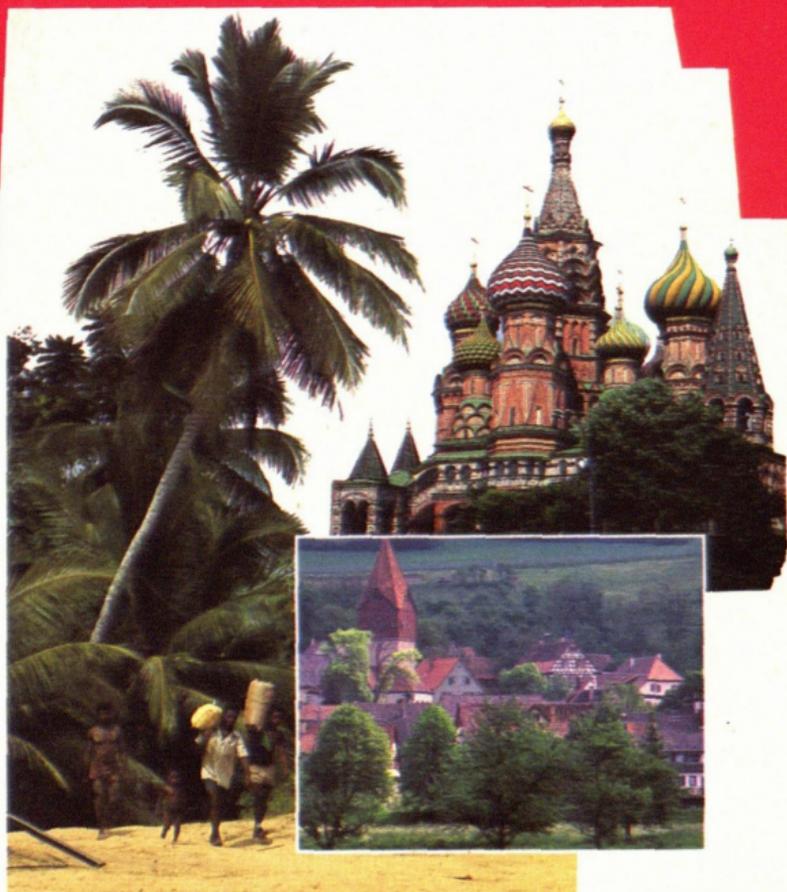


Erlebnisse mit Gott

Wie Jesus auch heute noch hilft
26 Kurzgeschichten



HEIKO KRIMMER

hänssler

Heiko Krimmer

Erlebnisse
mit
Gott

Wie Jesus auch heute
noch hilft

26 Kurzgeschichten

Dr. Heiko Krimmer ist Pfarrer in Dettingen/T., Vorsitzender des WÜRTTEMBERGISCHEN BRÜDERBUNDES sowie Vorsitzender der CHRISTLICHEN INDIEN MISSION (CIM).

6. Auflage 1997

EDITION C-Taschenbuch T 312

Bestell-Nr. 56.912

ISBN 3-7751-1915-9

© Copyright 1992 by Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart

Umschlaggestaltung: Daniel Dolmetsch

Satz: AbSatz Ewert-Mohr, Klein Nordende

Printed in Germany

Inhalt

Glück im Unglück!?	7
Und ob ich auch wanderte im finstern Tal...	10
»Bauch aufschneiden«	16
... aber Zeit hat er nie gehabt	18
Doch, Gott kann!	22
Bittet, so wird euch gegeben	25
Das Blut der Märtyrer...	27
Meine Waffe ist stärker	31
Wasser aus dem Unfruchtbaren	35
Wo liegt der Fehler von Karl Marx?	37
Ihr könnt deutlich reden	40
Sie sind wie die Tiere	43
Nimm und lies!	46
Wer kann bezeugen?	48
Wichtig ist nur: Gott liebt dich	50
Der wird auch Wege finden...	53
Die Maschinen abschalten?	55
Mörder gefaßt	58
Das Gebet des Glaubens	60
Der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat...	62
Das ist vernünftig	64
Ich mußte einfach für sie beten	66
Alles ausgebucht	68
Der Retter am Seil	70
Der glückliche Unfall	73
Wie er es schickt	78

Glück im Unglück!?

»Jochen ist verunglückt« – betroffen berichtet mir das ein Mitarbeiter unserer Kirchengemeinde. »Genauer weiß man noch nicht. Er liegt im Krankenhaus.« Auch mir fährt der Schreck in die Glieder. Gestern abend saß Jochen mit seiner Frau noch in der Bibelstunde. Ich erinnerte mich. Ich hatte ein Beispiel erzählt: Am Nachmittag im Konfirmandenunterricht hatten wir die Bitten des Vaterunser-Gebetes behandelt. Dazu gab es auf einem Arbeitsbogen Bilder, die die Konfirmanden den einzelnen Bitten zuordnen sollten. Dabei war auch ein Bild von einem schweren Autounfall. Zu meinem Erstaunen ordneten die Konfirmanden gerade diesem Bild die Bitte zu: »Dein Wille geschehe.« Wir kamen dann in ein sehr tiefgehendes Gespräch. Steht hinter solch einem Unglück wirklich Gottes Wille? Hat nicht auch der Böse große Macht? Es ist doch seine erklärte Absicht, uns Menschen zu schaden? Und doch: Gerade bei einem Christen, der bewußt Jesus Christus vertraut, hat der böse Feind keine Macht mehr. Ja, alles, was im Leben eines Christen geschieht, muß »zum Besten dienen«, so bezeugt es der Apostel Paulus im Römerbrief, Kapitel 8. So hatte ich das in der Bibelstunde erzählt.

Und nun war Jochen verunglückt. Am Abend dann erfuhr ich Einzelheiten: Er war mit einem Geschäftskolle-

gen in dessen großen Mercedes auf der Heimfahrt vom Betrieb. Es hatte leicht geschneit. Dann war der schwere Wagen auf einer leichten Steigung ins Schleudern geraten und auf einen entgegenkommenden Lastwagen geprallt. Die Feuerwehr mußte die beiden aus dem Wrack herausschneiden. Jochens Vater zeigte mir das Bild vom Unfall in der Zeitung. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß hier ein Mensch noch lebendig herauskommt, war unsere einhellige Meinung. Doch – außer einigen Schnitten und einem Schleudertrauma war Jochen nichts passiert. Auch der Fahrer kam glimpflich davon. Jochen hatte keinerlei Erinnerung an den Unfall; erst im Krankenhaus war er aus einer tiefen Bewußtlosigkeit wieder aufgewacht.

»Der hat wirklich Glück gehabt«, so sagten viele. Hat er wirklich Glück gehabt? Ja das Glück, daß sein Herr, daß Jesus Christus ihn nicht losgelassen hat, ihn behütet und bewahrt hat. Glück – das ist für uns Christen die Gewißheit; »Ich steh' in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben . . .« Er ist das Glück einer Lebens- und Liebesgemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn Christus.

Jochens Frau saß zwei Tage später bei uns. »Wir haben beide gestaunt«, erzählte sie von ihrem Besuch im Krankenhaus, »wie uns das Beispiel von der Bibelstunde am Abend vorher begleitet hat. Wie wenn wir vorbereitet worden wären«. Jochen selber sagte später: »Mir ist ganz neu bewußt, daß ich jeden Augenblick meines Lebens meinem Herrn verdanke. Ich lebe und vertraue wieder viel bewußter, und ich weiß, daß Gott mit meinem Leben noch etwas machen will. Deshalb hat er es mir noch einmal geschenkt.«

Glück im Unglück? Es gibt für uns Christen im Letzten kein Unglück; nichts was uns wirklich schaden könnte. Unser Herr Jesus Christus ist unser Glück. Und was wie Unglück aussieht und daherkommt ist durch seine Gegenwart und Fürsorge weiterbringende Wegstrecke. Das ist gewiß kein oberflächlicher Glücksbegriff: Jesus geht auch Wege und Situationen mit uns, die wir gar nicht wollten. Aber in einer Gewißheit dürfen wir glücklich sein: Er will und sucht unser Bestes. Er will, daß unser Leben glückt: Daß wir zum Ziel kommen.

Und ob ich auch wanderte im finstern Tal ...

Ganz grau im Gesicht, so saß der junge Mann vor mir. Peter hatte mich nach einem Bibelabend angesprochen: »Sie haben von Gottes Kraft gesprochen, die alle Bereiche unseres Lebens erfaßt und heil macht. Gilt das wirklich auch für körperliche Schmerzen?« Und dann erzählte er mir seine »Leidensgeschichte«. Seit Wochen plagten ihn immer wieder starke Schmerzen im Bauchbereich. »Ich könnte schreien vor Schmerz«, sagte er. Doch kein Arzt hatte irgendeinen Befund feststellen können. »Einer gab mir zu verstehen, daß das wohl psychisch bedingt sei. Es würde sich bei mir so wohl die Furcht vor den neuen Situationen, die mit dem Beginn meines Studiums entstanden sind, äußern«, berichtete Peter und fügte hinzu: »Ein anderer Arzt gab mir sogar so durch die Blume zu verstehen, daß ich simuliere.« Peter war tief aufgewühlt. »Bitte beten Sie mit mir, nächste Woche bin ich dann bei einem Spezialisten in Freiburg angemeldet. Aber ich möchte ganz Gott vertrauen und Hilfe von ihm erbitten.« »Das schließt sich ja nicht aus«, antwortete ich ihm, »wir dürfen auch darum bitten, daß Gott den Arzt recht leitet, daß er erkennen kann, was die Ursache der Schmerzen ist.« Und dann

brachten wir Peters Not im Gebet vor Gott. »Jetzt habe ich wieder Mut!« Mit einem zaghaften Lächeln verabschiedete er sich.

Zwei Wochen später. Ich saß an der Predigt für Sonntag. Das Telefon! Peter war dran: »Darf ich bei Ihnen vorbeikommen?« Am Nachmittag war er dann bei mir. Stockend berichtete er. 8 Tage war er dort in der Fachklinik gründlich untersucht worden. Dann das Ergebnis: »Der Arzt hat mir gesagt, daß eine größere Operation nötig sei. Schon nächste Woche soll ich kommen.« Fragend schaute ich ihn an. Unausgesprochen stand das Wort im Raum. Dann nickte er: »Krebs, schon zwei innere Organe sind geschädigt. Soll ich wirklich gehen?« fast flehend seine Stimme. »Kann Gott nicht so helfen? Ein Wunder tun . . .« Doch, gewiß, Gott kann. Lange reden wir miteinander. Peter wird ruhiger. Wir beten, geben Peter ganz in Gottes Schutz. Gott kann und will; er will unser Bestes. Auch für Peter. »Melde dich wieder«, bitte ich ihn, als er sich dann verabschiedet. Er geht zu seinem Auto, wie wenn er eine schwere Last trüge. Peter steht auf meiner Gebetsliste.

Wieder Wochen später. Peter ruft an: »Ich bin schon seit einiger Zeit zu Hause. Würden Sie mich besuchen?« Er sitzt auf dem Bettrand. Ganz schmal ist er geworden, muß ich denken, das Gesicht ist gelblich, die Augen sind nicht mehr so traurig. Er hat wieder Mut. »Die Operation ist gutgegangen, der Professor hat mir viel Mut gemacht.« Dreimal in der Woche muß Peter noch ins Krankenhaus zur Bestrahlung. Das ist eine Tortur für ihn, die deutlichen Nebenwirkungen sind sichtbar. Wir können beide Gott danken, für seine Durchhilfe. »Vielleicht kann ich nächstes Semester

schon wieder voll einsteigen.« Peter ist sehr zuversichtlich. Seine Eltern, die Freundin und viele Freunde aus dem Jugendkreis begleiten seinen schweren Weg in aufmunternder Treue.

Und dann die flehende Stimme der Mutter. Ganz verzweifelt ruft sie an: »Die Krankheit ist wieder da. Der Junge hat allen Mut verloren. Bitte kommen Sie doch vorbei.« Kraftlos liegt Peter in seinem Bett, groß und fragend die Augen, Bitterkeit in dem doch noch so jungen Gesicht. »Will Gott nicht helfen?« Unser Gespräch tastet sich in Tiefen. Ich komme mir sehr hilflos vor. Was soll ich sagen, ich, der ich gesund dasitze? Gott ist ein Gott, der gerade in dunklen Tagen trägt. Wir lesen zusammen Psalm 23: »Und ob ich auch wanderte im finstern Tal . . .« Jetzt »sprechen« diese Bibelworte, Peter muß sie Silbe um Silbe durchbuchstabieren, leben. Sie werden ihm Geländer. Zaghaft sagt er bei der Verabschiedung: »Ich habe Jakobus 5 gelesen in meiner Bibel: ›Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde . . .‹ Darf ich das jetzt auch noch tun?« Gerne gehe ich auf seine Bitte ein. Mit zwei anderen Brüdern stehe ich am nächsten Tag an seinem Bett. Es wird eine ernste Stunde. Peter redet auch von Schuld in seinem Leben. Wir legen ihm die Hände auf, salben ihn mit Öl, wie uns Jakobus 5 anleitet. »Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen . . .« Was will Gott mit Peter tun? Er selbst betet dann: »Dein Wille geschehe«, nicht als Ausweichbitte, sondern in ihm wächst Vertrauen.

Wochen von Höhen und Tiefen, Hoffnungen und Düsternis wechseln. Krankenhausaufenthalte und bessere Tage zu Hause. »Gestern war ein Bekannter bei mir«,

berichtet mir Peter bei einem Besuch, »er war ganz in schwarzes Leder gekleidet. Er hat sich dann als einer zu erkennen gegeben, der in einer Satanskirche Mitglied ist.« »Wenn du zu uns kommst, kann dir hundertprozentig geholfen werden. Unser Meister hat riesige Kraft«, so hatte er Peter bedrängt. »Mir wurde ganz unheimlich«, ich spüre Peter den Schock noch ab, »und ich habe ihn dringend gebeten, nicht mehr zu kommen«. Welche Verführungsmächte nützen solche Grenzsituationen aus! Hunderte von Ratschlägen treiben Peter um. Wohlmeinende Besucher: »Du mußt einen Extrakt aus Wurzeln von Heidelbeersträuchern trinken, vier Wochen lang. Das besiegt den Krebs.« Adressen werden ihm in die Hand gedrückt. »Der hat eine große Heilgabe, hat schon in vielen hoffnungslosen Fällen wahre Wunder vollbracht!« Peter hat in einen inneren Frieden hineingefunden. »Manchesmal, besonders nachts, wenn ich schlaflos liege, überfallen mich Zorn, Zweifel, Anklagen und Verzweiflung«, ganz ehrlich erzählt er, »aber ich bete mich mit Psalm 23 durch.« Sein Krankenzimmer wird zu einem Seelsorgezimmer. Viele, viele Schul-, Studien- und Jugendkreisfreunde besuchen ihn. Sie wollen ihm Mut zusprechen. Er nimmt das auch dankbar an. Aber oft kommt es zu Gesprächen, die dem Besucher selbst zur Lebensbesinnung werden. Peter spricht viele ganz direkt auf ihre Beziehung zu Jesus Christus an. In diesem Zimmer fallen Ewigkeitsentscheidungen. »Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen . . .«, das geht mir durch den Sinn bei dem, was mir Peter berichtet.

Peter ist wieder im Krankenhaus. Er ist körperlich sehr schwach geworden. Am Heiligabend fahre ich ins

Krankenhaus. Ganz leer der große Parkplatz der Uniklinik. Meine Schritte hallen im langen Gang. Innerlich bin ich sehr aufgewühlt. Peter und seine Familie haben mich gebeten, im Krankenzimmer einen Christfestgottesdienst zu halten. Mit Fieber liegt er im Bett, gestützt durch Kissen halb aufgerichtet. Ganz erwartungsvoll. Mit einem Lächeln begrüßt er mich. Die Eltern, die Geschwister, die Freundin sind am Bett versammelt. Es wird eine bewegte Stunde. Wir hören auf das Evangelium: »Euch ist heute der Heiland geboren«, und wir singen: »Christ, der Retter ist da.« Am Schluß bittet Peter: »Laßt uns noch singen: Fröhlich soll mein Herze springen, dieser Zeit, da vor Freud, alle Engel singen . . .« Die Mutter kann das Weinen nicht mehr zurückhalten: »Peter, sollen wir das wirklich singen?« Schluchzend bricht es aus ihr heraus. »Ja, Mama.« Peter wird ganz ruhig: »Das ist doch nicht abhängig von dem, wie es mir geht. Jesus ist geboren, darum freuen wir uns doch.« So wird wirklich Christfest dort im Krankenzimmer.

Der letzte Besuch. Gezeichnet liegt Peter in seinem Bett daheim. Die Ärzte haben ihn entlassen; unausgesprochen: »Da ist nichts mehr zu machen.« Noch einmal hat Peter gebeten: »Kommt zu mir und handelt an mir nach Jakobus 5.« Nur noch leise kann er mitbeten: »Und ob ich auch wanderte im finstern Tal . . .« Dann seine tastenden Worte, sie haben sich mir tief eingegraben: »Herr Jesus, ich bin noch so jung. Du weißt, wie gerne ich noch leben würde, du weißt auch, daß ich eine Freundin habe, mein Studium begonnen habe. Wenn es dein Wille ist, kannst du mich heilen. Ich würde gerne noch leben. Aber noch lieber will ich, daß sich deine Kraft zeigt. Ich will es so von dir nehmen, wie du es gibst!«

Peters Beerdigung. Die letzten Tage waren für ihn noch schwer. Psalm 23 erreichte ihn immer wieder, auch im schwindenden Bewußtsein. Vom Grab weggehend sagt ein junger Mann stockend: »Er ist gestorben, ich habe durch ihn ein anderes Leben gefunden.« »Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten«. . . »Gottes Wort ist wahr«, denke ich bewegt, es übersteigt unsere Erwartungen weit.

»Bauch aufschneiden«

Wir sind mit dem Auto unterwegs. Meine beiden Buben auf dem Rücksitz albern herum. Ich bin kurze Zeit abgelenkt, will sie ermahnen, schaue kurz nach hinten. Dadurch kommt der Wagen etwas auf die Gegenfahrbahn. Ein Auto kommt entgegen. Im letzten Augenblick erkenne ich die Situation, reiße das Steuer herum. »Danke, Heiland«, aus tiefstem Herzen kommt mein Stoßseufzer, mein Dankgebet. Die beiden hinten sind ganz still geworden. Auch sie sind erschrocken, obwohl sie die Gefahr nicht ganz mitbekommen haben.

Nach Minuten meldet sich der Älteste, Michael, damals 5 Jahre alt, zu Wort. »Du hast mit Jesus gesprochen, Papa, hat er dich auch gehört?« »Ja«, sage ich, »er hört uns immer.« »Ist Jesus hier bei uns im Auto?« fragt der Kleine weiter, »sitzt er neben dir auf dem freien Sitz?« »Jesus ist immer da bei uns, aber wir können ihn nicht sehen.« »Wo ist er dann?« Michael will es genau wissen. »Er ist in uns, wohnt in unserem Herzen.« Der Kleine ist ruhig, denkt angestrengt nach, dann sein folgerichtiger Wunsch: »Papa, bitte Bauch aufschneiden.« Ich muß lachen, aber hat er nicht recht? Er möchte Jesus sehen, ganz real erleben.

»Erst wenn wir gestorben sind, sehen wir ihn wirklich«, setzte ich das »hochtheologische« Gespräch fort. »Jetzt kann man ihn auch nicht sehen, wenn der Bauch aufgeschnitten wäre.« Wieder bleibt es eine Weile still, dann fragt Michael unverblümt: »Stirbst du bald Papa?« Ich erschrecke fast, aber antworte dann: »Das weiß ich nicht, das weiß nur Gott!« Der Kleine verdaut das, dann wieder eine direkte Frage: »Wem gehört dann unser Haus, wenn du tot bist?« »Dir, euch natürlich«, ich werde innerlich sogar unruhig. »Papa, bevor du stirbst, legst du mir aber den Autoschlüssel hin«, mischt sich jetzt der kleine Markus in unser Gespräch ein, »sonst nimmt den gleich die Mama«, befürchtet er. Da muß ich wieder herzhaft lachen. Besonders als Michael dann seine letzte Frage anbringt: »Und wenn du wieder auferstehst, Papa, gehört dann alles wieder dir?« »Nein, nein«, beruhige ich ihn, »dort in der Auferstehung im Himmel brauchen wir das alles nicht mehr.« »Es ist doch besser, du lebst noch ein Weilchen«, beendet der Kleine unser Gespräch. Mir geht es noch lange im Kopf herum. Wie selbstverständlich gehen doch Kinder mit den großen Wirklichkeiten des Glaubens um, rechnen mit der Gegenwart Jesu und seinem Handeln. Jesus sagt: »So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen.«

... aber Zeit hat er nie gehabt

Fünf Kilometer vor der Grenze zwischen der Türkei und dem Iran winken uns zwei junge Männer. Es sind Engländer, wie sich herausstellt. »Würdet ihr uns bitte über die Grenze mitnehmen«, bitten sie, »die Zöllner machen immer Schwierigkeiten, wenn man so als Tramper kommt«, erklären sie. Mein Freund und ich schauen uns an, wir zögern. Was brocken wir uns hier ein? Und wenn die beiden Rauschgift dabei hatten? Ziemlich mitgenommen sahen sie ja aus. Doch dann gaben wir uns einen Ruck. »Also gut, steigt ein.« An der Grenze eine Autoschlange. Ein Zöllner sammelte alle Pässe ein. Warten war angesagt. Doch schon nach fünf Minuten kam ein aufgeregter Beamter auf uns zu: »Du Doktor?« radebrechte er und fuchtelte mit meinem Paß. »Ja«, antwortete ich verduzt. »Bitte, komme schnell, viel Blut.« Ehe ich noch erklären konnte, daß ich kein ›richtiger‹ Doktor sei, sondern nur Doktor der Theologie, eilte er schon davon und winkte mir zu folgen. Mein Freund Reinhold drückte mir geistesgegenwärtig den Verbandskasten in die Hand und wir gingen hinterher. Da stand ein Zöllner mit blutender Hand. Er hatte sich an einem Blech geschnitten. Ich säuberte die Wunde mit Jod. Es tat ordentlich weh. Der Schnitt war

nicht so tief. Ein eindrucksvoller Verband und die Beamten waren überaus freundlich. Sie winkten uns nach getaner »Arbeit« aus der langen Fahrzeugschlange, gaben uns vieren mit vielen Dankesworten die Pässe und wir waren durch.

»Bist du wirklich Arzt?« Die beiden Engländer lachten, als sie hörten, daß ich ein theologischer Doktor sei. Das aber interessierte sie. »Ihr zwei seid wirklich Pfarrer?« Sie konnten es kaum glauben. Wir sahen wohl zu wenig pastoral aus. Sie fragten, warum wir mit diesem Bus unterwegs wären. Mein Freund Reinhold und ich, waren tatsächlich auf großer Fahrt. Ich hatte Einladungen zu Vorträgen an einem indischen College angenommen. Davon erfuhren einige Freunde einer indischen Missionsarbeit aus Württemberg. »Könnten sie nicht ein Auto nach Indien bringen?« fragten sie bei mir an, »wir wollen für die medizinische Arbeit unserer Mission in Südindien einen Krankenwagen stiften.« Dieses Unternehmen reizte uns. Also entschlossen wir uns zur Fahrt Tübingen – Narsapur in der Nähe von Madras, circa 10 000 km.

Stauend hörten die beiden zu. Die fanden das klasse, zwei echte Pfarrer auf dem Trip. Sie blieben bei uns. Auch sie wollten nach Indien. Statt 5 km wurden es dreitausend Kilometer gemeinsame Fahrt. Erst in Peshawar, in Pakistan trennten wir uns. Am Abend dieses Tages saßen wir zusammen um den Spirituskocher. Wir hatten uns eine Suppe gekocht. »Warum seid ihr unterwegs?« fragte ich Paul. Er war Photograph. Es war eine alltägliche und doch bedrückende Geschichte, die er langsam erzählte. Sein Vater sei ein hohes Tier in einem Betrieb; er der einzige Sohn, die Mutter arbeite auch,

berichtete er. »Geld haben wir im Überfluß, aber Zeit keine. Ich habe alles, was ich mir nur wünschen kann«, erklärte Paul, »aber als mir mein Vater eine komplette Stereoanlage ins Zimmer stellte, da beschloß ich abzuhauen. Er will so sein Gewissen beruhigen, denn schon seit Jahren hat er sich nie einmal richtig Zeit für mich genommen«. Ich will zu mir selber finden. In Indien, da wissen die Menschen, wozu sie leben. Die haben tiefe Einsichten. Dort will ich lernen.« Und sein Freund John ergänzte: »Mein Vater ist abgehauen und meine Mutter arbeitet; auch ich will einmal etwas anderes sehen. Für mich ist unser Trip das Abenteuer.«

Wir hatten viele Gespräche in den nächsten Tagen. Die beiden fragten uns immer wieder aus. Aufmerksam hörten sie zu, wenn wir sagten, warum wir Pfarrer geworden waren. Sie erlebten es wohl zum erstenmal, daß jemand so persönlich vom Glauben und von Jesus Christus sprach. Dann kam dieser schlimme Morgen. Wir hatten an einem Fluß übernachtet, mit Luftmatratze und Schlafsack. Paul konnte nicht aufstehen. Er hatte hohes Fieber. Ich erinnerte mich, wie ich ihn am Abend noch gewarnt hatte: »Trink nicht direkt aus dem Fluß. Warte, bis wir das Wasser abgekocht haben.« Sein Durst war stärker. Was halfen jetzt Vorwürfe. Wir legten ihn ins Auto. John kümmerte sich rührend um ihn. Wir fuhren los. Es waren noch 250 Kilometer bis Kabul. Paul verlor das Bewußtsein. Das Fieber stieg. Er fing an zu phantasieren. Die Angst kroch in uns hoch. Wir fuhren in großer Eile. Da kam eine schwarze Wand auf uns zu. Ein schwerer Sandsturm. Wir waren schnell mitten drin. Durch alle Ritzen drang der feine Sand ins Auto. Alles war vergeblich. Wir mußten sogar Mund und Na-

se mit Tüchern schützen. An ein Weiterfahren war nicht zu denken. Und hinten lag Paul, sein Atem fing an zu rasseln. Wir beteten: »Herr Jesus, wir wissen nicht weiter. Hilf du uns. Hilf Paul.« John fragte: »Nützt das wirklich was?« Nach 10 Minuten war der Sandsturm vorbeigezogen. Gott sei Dank, das Auto fuhr noch. Der Sand hatte nichts zerstört. Am Spätnachmittag kamen wir in Kabul an; fuhren direkt ins Regierungskrankenhaus. Paul nahm nichts mehr wahr.

»Das war im letzten Augenblick«, erklärte uns der Arzt am nächsten Tag, »aber er wird wieder gesund. In vier Tagen kann er weiterreisen.« Wir blieben solange in Kabul. John zog durch die Basare. Er legte fast sein ganzes Geld in Halbedelsteinen und Edelsteinen an. »In Pakistan und Indien kann man sie um das Zehnfache wieder verkaufen«, erklärte er uns. Wir waren skeptisch. Paul wurde entlassen. Wir fuhren zusammen weiter. Als wir uns in Peshawar verabschiedeten sagte John so nebenbei: »Vielleicht hat ja euer Gott doch geholfen.« Wir tauschten zwar die Adressen. Aber wir haben von den beiden nie wieder gehört. Ob sie den Sinn, den sie suchten gefunden haben?

Doch, Gott kann!

Das Bein begann heftiger zu schmerzen. Wir waren mitten im Dschungel Indiens unterwegs, mein Freund Reinhold und ich. Schon am Morgen hatte das Bein weh getan. Ich sah nur eine kleine rote Stelle an der Ferse. Hatte mich etwas gestochen? Bis jetzt hatte ich zu Reinhold noch nichts gesagt. Doch jetzt zeigte ich ihm den Fuß. Er war auch angeschwollen. Wir zogen die Karte zu Rate. Mindestens 200 Kilometer bis zur nächsten größeren Stadt, wo vielleicht ein Krankenhaus ist. Bei den indischen Straßenverhältnissen — hier im Dschungel — leicht 20 Stunden. Doch wir mußten es wohl versuchen.

Ich wurde leicht benommen, bekam auch Fieber. Die Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Würden wir rechtzeitig medizinische Hilfe erreichen? Woher kommen nur die Schmerzen? Wenn das ein Schlangenbiß ist? Ja, selbst der Gedanke, sterben zu müssen schien mir nicht zu weit hergeholt. Das Fieber stieg. Ich legte mich hinten ins Auto. Ich schlief benommen ein. Als ich nach einiger Zeit aufwachte, pochte das Bein. Es war dick angeschwollen. Rote Streifen zogen sich schon bis zum Knie hoch, Reinhold erschrak.

In mir war Angst. War da noch zu helfen? Ich ordnete meine Gedanken, sprach aus, was ich dachte: »Wenn

ich sterben sollte, dann will ich nicht nach Deutschland zurückgebracht werden. Dann will ich auch hier in Indien beerdigt sein.« Was geht einem nicht alles in solch einer Situation durch den Sinn!

Plötzlich hielt Reinhold am Straßenrand. Er schaute mich an und fragte: »Wie oft hast du schon über Krankenheilungen Jesu gepredigt?« »Schon oft, du weißt ja selber, wie oft in der ersten Predigtreihe solche Texte dran sind.« »Eben«, erwiderte er, »und wir haben nur gepredigt. Jetzt aber ist doch unser Ernstfall. Kann Gott oder kann er nicht?« Mir wurde ganz heiß. Ja, das ist wirklich die Frage. So oft habe ich das der Gemeinde gepredigt. In all unseren Ausweg- und Hilflosigkeiten: Doch, Gott kann! Und jetzt, wo ich selber gefragt bin? Ich gebe mich auf, will schon die Beerdigung regeln und alles, weil kein Arzt da ist. Ich bin tief beschämt.

Reinhold sagt ganz schlicht: »Dann laß uns beten.« Und in einfachen Worten sagen wir Jesus unsere Not. Er kann das Bein heilen. Ich bekenne auch meinen Unglauben. Abschließend meint Reinhold: »Wir sind schon zwei komische Pfarrer. Wir predigen anderen und selber müssen wir erst drauf gestoßen werden.«

Ich schlafe wieder erschöpft ein. Wir fahren langsamer weiter. Lange muß ich geschlafen haben. Ich wache auf. Es ist schon dunkel draußen. Reinhold hat am Rand eines Dorfes Halt gemacht. Neugierige Augen spähen ins Auto. Reinhold sitzt vor dem Spirituskocher und macht Tee. Noch etwas benommen richte ich mich auf. Ich fühle mich erfrischt. Das Fieber ist fast ganz weg. Das Pochen im Bein hat aufgehört. Reinhold kommt mit der Taschenlampe. »Wie geht's?« Er richtet den Lichtstrahl auf mein Bein. Es ist fast abgeschwollen, die

roten Streifen sind nicht mehr zu sehen. Wir schauen einander an. Doch, Gott kann!

Einige Tage später sind wir bei einem Missionsarzt zu Gast. Er schaut mich an und meint: »Sie sehen mitgenommen aus!« Ich erzähle ihm von dem Bein. Da macht er eine Blutuntersuchung und stellt dann fest: »Sie haben eine schwere Infektion hinter sich. Aber jetzt ist alles in Ordnung.« Doch, Gott kann. Bis heute habe ich an meiner rechten Ferse einen roten Punkt. Mir ständige, dankbare Erinnerung: Doch, Gott kann!

Bittet, so wird euch gegeben.

Wie ärgerlich, da steht die Frau an ihrem Auto. Sie muß dringend wegfahren. Aber der Autoschlüssel ist nicht mehr da. Dabei weiß sie ganz genau: Vorher habe ich ihn doch in der Hand gehabt. »Ich habe ihn vom Schlüsselbrett weggenommen und das Auto aufgeschlossen. Sonst wäre es doch nicht offen.« Sie legt die Tüten ins Auto. Im Zündschloß steckt kein Schlüssel. »Ich habe ihn aber doch in der Hand gehabt, dann nur noch die Tüten geholt. Ist er doch wieder im Haus?« Sie sucht – nichts zu finden. Alle Taschen umgedreht, kein Autoschlüssel. Ist er zwischen die Autositze gefallen? Nichts. Aber sie muß weg. Also holt sie den Ersatzschlüssel.

Unterwegs im Auto beschäftigt sie ständig die Frage: Wo ist der Schlüssel geblieben? Da geht es ihr durch den Kopf: Was hat der Pfarrer am letzten Sonntag in der Predigt gesagt? Beten hat Sinn! »Bittet, so wird euch gegeben!« So hat der Text geheißen. Und die Predigt hat großen Mut dazu gemacht, dem Gebet wirklich viel, ja alles, zuzutrauen. Theoretisch kann ja das gut gesagt werden. »Gilt das auch für jetzt?« Ach, was interessiert Gott mein verlorener Autoschlüssel. Damit kann man doch nicht kommen, denkt sie. Aber dann fällt ihr ein ande-

rer Satz aus der Predigt ein: »Je weiter du Gott aus deinem täglichen Leben weglobst, um so blasser und leerer wird dein Glaube?« »Jesus, kann ich auch mit dem verlorenen Autoschlüssel kommen?« Und sie betet ganz kindlich: »Herr Jesus, der Autoschlüssel ist weg. Bitte hilf mir.« Dann fährt sie weiter und erledigt ihre Besorgungen. Auf der Heimfahrt steht ihr plötzlich ein Bild vor den Augen. Sie sieht es ganz deutlich. Das Auto steht vor der Haustür. Sie steht davor, schließt das Auto auf und legt den Schlüssel aufs Autodach. Sie muß sich beim Fahren konzentrieren. Aber es durchzuckt sie: Ja, so ist es gewesen. Sie fährt in den Hof, hält; da liegt der Schlüssel. Er ist bei der Anfahrt vom Dach gefallen. »Bittet, so wird euch gegeben«. Danke, Herr Jesus, du hältst dein Wort«.

Das Blut der Märtyrer ...

Darakonda, dieses Dschungeldorf im Süden Indiens ist auch als »Mörderdorf« bekannt. Während der englischen Besatzungszeit kam es in diesem Dorf zu vielen grausamen Überfällen auf englische Soldaten. Die Briten schlugen genauso grausam zurück, aber sie mieden das Dorf.

1978 kamen die ersten Evangelisten unserer Indien-Inland-Mission in das Dorf. Die konnten nicht viel ausrichten. Die Einwohner standen der Botschaft des Evangeliums abwehrend gegenüber. Inzwischen war Darakonda zu einem Hauptstützpunkt der »Naxalites«, indischer, kommunistisch bestimmter Terroristen geworden. Sie kämpften mit allen Mitteln – Mord, Brandanschlägen, Bomben, Entführungen – gegen die gewählte Landesregierung von Andra Pradesh. »Mörderdorf«, der alte Schrecken war wieder da.

Unsere Evangelisten ließen sich nicht beirren. Am Rande des Dorfes bauten sie sich eine einfache Lehmhütte. Auch durch Drohungen ließen sie sich nicht vertreiben. Zweimal wurde ihnen das Dach über dem Kopf angezündet. Sie blieben selbst bewahrt und blieben da. Ihre mit viel Mühe angelegten Gärten wurden mehrere Male verwüstet. Sie begannen wieder von vorne. Das Dorf gewöhnte sich an sie. Darakonda hatte ein Wasser-

problem. Der einzige Brunnen versiegte langsam. Da untersuchte unsere Mission das Gelände. In der Nähe des Evangelistenhauses wurden wir fündig. Wir gruben einen Brunnen, viel frisches klares Wasser. Zögernd kamen die Dorfbewohner; erst einige, dann immer mehr. So gewannen unsere Evangelisten Zugang. Sie erzählten abends am Brunnen biblische Geschichten. Viele Frauen hörten aufmerksam zu. Auch einige Männer kamen. Viele, viele Kinder, unsere Evangelisten unterrichteten sie tagsüber. Dschungelkinder, die lesen und schreiben lernten, etwas ganz Neues für das Dorf. Die Terroristen versuchten immer wieder zu stören, drohten, aber nun verteidigten auch einige Dorfbewohner die Arbeit. Und Gott ließ den Samen aufgehen. Nach fünf Jahren wurden die ersten Dorfbewohner getauft. Eine kleine christliche Gemeinde war da, etwa 20 Menschen. Sie bauten eine einfache Buschkirche. Nun hörte man auch im »Mörder-Dorf« die Jesuslieder.

Zwei Brüder, beide ledig, zwischen 20 und 30 Jahre alt, lebten noch bei ihrer Mutter im Dorf. Die hatten sich beide den Terroristen angeschlossen, waren gefürchtete Naxalites. Ihre Mutter war Christin geworden. Zuerst schäumten beide vor Wut. Die Mutter hatte es bitter schwer. Doch ihr geduldiges, völlig verändertes Wesen machte die Söhne nachdenklich. Erst heimlich, schließlich dann offen hörten sie den Evangelisten zu. Nach zwei Jahren ließen sie sich taufen, wurden bewußte Christen und beide wurden zu Mitleitern der kleinen christlichen Gemeinde — jetzt etwa 40 Menschen — berufen. Sie sagten sich entschlossen von den Terroristen los. Dadurch kamen sie schwer unter Druck. Ihre alten »Kameraden« versuchten alles, um sie wieder zu gewin-

nen. Gefährlich klingende Drohungen wurden gemacht. Doch die beiden Brüder blieben fest.

Dann kam diese schlimme Nacht. Das Dorf lag in tiefem Schlaf. Eine Gruppe der Naxalites umstellte das Haus der beiden Brüder. Der Anführer schlug die Türe ein. Verstört trat ihnen die Mutter entgegen. »Flieht«, rief sie ihren Söhnen zu, als sie die Gefahr erkannte. Doch es war zu spät. Die beiden wurden gefangen genommen. »Das ist eure letzte Chance«, die Terroristen meinten es ernst. »Sagt dem Christengott ab. Kommt wieder zu uns!« Doch beide Brüder blieben standhaft. Mit unvorstellbarer Grausamkeit gingen die Terroristen vor: Sie schlugen beiden Brüdern die Arme und die Beine ab.

Das ganze Dorf war aufgewacht. Die Naxalites tobten wie besessen. Keiner traute sich aus der Hütte. Die Todesangst hielt sie im Griff. Keiner kam zu Hilfe. Dann trugen die Terroristen die beiden blutenden, besinnungslosen »Torsos« durch das Dorf, schossen in die Luft und schrien immer wieder : »So geht es jedem, der zu den Christen geht.« Sie legten die beiden Brüder vor den Eingang der Kirche und schossen ihnen eine Kugel durch den Kopf. Drei Tage sollten die Leichen hier liegen bleiben, befahl der Anführer, dann verließen die Terroristen das Dorf.

Unser Missionsleiter Singh Komanapalli erfuhr am nächsten Tag von dem schrecklichen Geschehen. Sofort machte er sich auf den Weg, die 150 Kilometer in den Dschungel. Ungeachtet der Drohung und des Verbots der Terroristen hielt er am Abend dieses Tages die christliche Beerdigung der beiden Brüder. Viele hundert Menschen waren zusammengeströmt. In einfachen klaren Worten bezeugte Singh K. das Evangelium: »Sei getreu bis in den Tod, so werde ich dir die Krone des Lebens geben.«

Jahre später. Ich besuchte zusammen mit Singh K. wieder einmal den Siler-Dschungel. Wir kamen nach Darakonda. Bei der Kirche erwarteten uns die Christen. Die alte Mutter der beiden Ermordeten wurde mir vorgestellt. Mit bewegter Stimme erzählte sie mir von der damaligen Nacht. Nie mehr vergessen werde ich ihre Schlußsätze: »Meine Söhne sind tot. Aber ihr Tod hat viele andere geboren.« Die christliche Gemeinde in Darakonda hat sich verzehnfacht. Das Märtyrerzeugnis der beiden Brüder hat viele zum Glauben gebracht, weit über Darakonda hinaus.

Die Terroristen sind aktiv geblieben, bis heute. Drei Tage vor unserem Besuch hatten sie eben in Darakonda einem jungen Christen, solange er im Gottesdienst war, das Haus angezündet. Wir standen vor der verbrannten Hütte. »Das macht mich nur entschlossener«, sagte der junge Mann zu mir, »bis jetzt habe ich immer geschwankt, aber jetzt sehe ich ganz klar, ich will zu euch auf die Bibelschule kommen. Ich will auch ein Evangelist werden.«

Vor der Fahrt in den Dschungel hatte uns Militär und Polizei angehalten. »Sie können nicht in den Dschungel fahren. Die Lage ist zu gefährlich. Wir können keine Garantie für Ihre Sicherheit übernehmen.« Der Offizier redete sehr ernst. Fragend sah ich Singh an: »Was kann passieren?« »Sie könnten Sie kidnappen und als Geisel nehmen, um Ihre gefangenen Freunde freizupressen«, warnte der Offizier. »Ist das so?« fragte ich Singh. »Und wenn«, sagte der, »dann haben wir eine wunderbare Gelegenheit, ihnen das Evangelium zu bezeugen.« Wir fuhren. Die Gebete in Deutschland und Indien bauten eine Mauer des Schutzes um uns.

Meine Waffe ist stärker

Wieder war Singh im Dschungel unterwegs. Bewußt mißachtete er alle Drohungen der Terroristen. »Wir werden dich töten«, hatten sie ihm sagen lassen. Aber er vertraute seinem Herrn. »Ich kann die Christen in den Dörfern nicht alleine lassen. Die Evangelisten leben unter täglicher Bedrohung in den Dörfern. Wie kann ich da sicher, weitab vom Schuß, im Missionszentrum in Vizag sitzen«, so hatte er mir am Telefon gesagt.

Er hatte sogar seine Familie diesmal dabei. Seine deutsche Frau und drei Kinder. Es war Christfest. Früh am Morgen waren sie in Vizag aufgebrochen. Die Fahrt über die schlechten Dschungelstraßen braucht viel, viel Zeit. Aber heute, am 24. Dezember wollte er pünktlich sein. Um 17.⁰⁰ Uhr sollte im zentralen Dorf im Dschungel, in Sileru der Christfestgottesdienst sein. Gerade heute war das wichtig. Schon Wochen vorher hatten die Naxalites (die Terroristen) gedroht: »Wir werden nicht zulassen, daß ihr Christen an Weihnachten Gottesdienste haltet. Seht euch vor! Euer »Chef« soll ja wegbleiben.« Damit war Singh gemeint.

Doch nun war er unterwegs. Mit Zittern und auch Furcht, wie er später freimütig sagte, aber er wollte die Gemeinde nicht im Stich lassen. Sogar damit, daß er

seine Familie, wie all die Jahre vorher, mitnahm, ein Zeichen setzen. Es ging die steile Bergstraße hinauf. Da, ein knarrendes Geräusch; der Motor spuckte, das Auto blieb stehen. Noch über 70 Kilometer, der beschwerlichste Teil der Reise. Die Zeit wurde knapp. Was war kaputt. Singh hatte einen Fahrer dabei. Gemeinsam suchten sie den Schaden. Die Familie saß am Straßenrand. Die Kinder spielten sorglos. Doch aufmerksam beobachtet von der Mutter. Hier im Dschungel gab es viele Gefahren: Schlangen, Skorpione, ja selbst Bären und Tiger.

Schon zwei Stunden suchten die beiden Männer den Schaden. Es war zum Verzweifeln. Da, nach 3 Stunden war die Fehlerquelle gefunden. Und es war zu reparieren. Notdürftig zwar, aber bis Sileru sollte es reichen. Doch inzwischen war es schon 17.⁰⁰ Uhr. In einer Stunde würde es Nacht sein. Gute 2 1/2 Stunden Fahrt lagen noch vor ihnen. »Sollen wir umkehren? Die Gemeinde würde denken, sie kämen nicht«. Doch Singh sagte: »Wir fahren.«

Die Fahrt ging weiter. Langsam, damit das Auto nicht vollends den Geist aufgab. Endlich, erst gegen 21.⁰⁰ Uhr, mit vier Stunden Verspätung erreichten sie Sileru. Und siehe da, die ganze Gemeinde war noch versammelt. Bis vor einer halben Stunde waren noch fünf Terroristen da, schwer bewaffnet. Sie haben auf dich gewartet, erzählte der Evangelist, »dann sind sie abgezogen«. »Euer Chef ist ein Feigling«, haben sie triumphierend gerufen.

Der Christfestgottesdienst konnte beginnen. Ohne jede Störung. Jesus Christus hatte die Wege geordnet.

Einige Wochen später. Wieder war Singh im Dschungel unterwegs. Weit im Innern. Autofahrt, Fußmarsch,

Bootsfahrt und dann mit dem Ochsenkarren. Endlich hatte er das abgelegene Dorf erreicht. Seit einigen Monaten arbeitete dort ein Evangelist. Heute sollte eine große öffentliche Versammlung sein. Singh predigte, hunderte hörten aufmerksam zu. Die Versammlung war zu Ende. Da zupfte ein Mann Singh am Ärmel: »Dort drüben will jemand mit dir reden.« Er ging mit. Hinter einer Hütte erwarteten ihn drei schwer bewaffnete Terroristen. »Mitkommen.« Widerstand war zwecklos. Niemand sonst war auf sie aufmerksam geworden. Die Männer nahmen ihn in die Mitte und gingen in den Dschungel hinein. »Ist das das Ende?« Ich will treu bleiben!« Viele Gedanken gingen Singh durch den Kopf. Später wurden ihm die Augen verbunden.

Endlich. Die Binde wurde abgenommen. Sie waren auf einer Lichtung. Etwa fünfzig Terroristen hatten sich da gelagert, einfache Bambushütten gebaut. Der Anführer hielt seine Maschinenpistole drohend auf Singh gerichtet. »Hör endlich auf mit deinem Predigen. Du verführst die Leute. Eure Christen kämpfen auch nicht. Wir wollen die Leute befreien. Du bringst ihnen einen fremden Gott!« Viele solche Vorwürfe und Drohungen. Singh stand Rede und Antwort. Der Geist gab es ihm, in der Stunde, wo er es brauchte. Er konnte ganz unerschrocken und sachlich reden.

Schließlich drohte der Terrorist ganz offen: »Ich kann dich hier auf der Stelle umlegen. Keiner kann dir helfen.« Da sagte Singh: »Du hast eine Maschinenpistole. Du kannst mich töten. Aber ich habe eine Waffe, die ist stärker als deine Maschinenpistole.« »Habt ihr ihn nicht durchsucht?« herrschte der Terrorist seine Leute an. »Doch, er hat nichts bei sich!« »Keine solche Waffe«,

sagte Singh, »ich setze meine Waffe erst ein, wenn du geschossen hast!« Ungläubig sah ihn der Anführer an. »Was soll das für eine Waffe sein?« »Du kannst mich erschießen«, eindringlich redete Singh, »dann werden viele Menschen davon hören. Und dann werden sie sagen: Dieser Glaube der Christen muß stark sein, wenn sogar Singh bereit ist dafür zu sterben! Das wird viele zum Glauben bringen. Das ist meine Waffe.«

Immer nachdenklicher sah ihn der Terrorist an. Die Sätze arbeiteten in seinem Kopf. Er legte seine Maschinenpistole weg. »Bringt ihn zurück«, befahl er seinen Männern. »Das ist noch nicht das letzte Wort!« rief er Singh noch nach.

Wasser aus dem Unfruchtbaren

Die medizinische Versorgung der Dschungelleute war gleich null. Die Regierung machte zwar viele Worte, aber tat nichts. Wir beschlossen, ein Krankenhaus zu bauen. Am Rand des Dschungelgebietes, denn im Stammesgebiet durfte man kein Land kaufen. Eine christliche Mission schon gar nicht.

Vater Komanapalli fand ein Gelände bei Kondalaagraharam, gerade an der Grenze zum Dschungel. Und noch erfreulicher: Die Leute waren bereit zu verkaufen. Bald erkannte Vater Komanapalli auch warum. Das Grundstück war zwar wirklich groß und äußerst günstig an der Straße aber – es gab kein Wasser. Mehrere Kilometer entfernt erst war der nächste Brunnen. Und damit war das Gelände eigentlich wertlos. Kein Wasser, das bedeutet gerade in Indien, keine Lebensmöglichkeit. »Es werde bald ein Kanal gebaut und dann habe das Grundstück Wasseranschluß«, versicherte der Besitzer zwar eifrig. Aber »bald«, das bedeutet in Indien: irgendwann einmal; die Pläne liegen in irgendeiner Schublade. Ein Wahlversprechen für die notleidende Landbevölkerung. »Bald«, in zwei, in fünf, in zehn Jahren? Nie?

Vater Komanapalli betete. Er erzählte später: »Nachts in einem Traum sah ich zwei große Brunnen auf dem Gelände. Ich sah ganz genau die Stellen.« Er nahm das als Ja von Gott und kaufte das Gelände. Die Leute im

Dorf lachten heimlich über ihn. Auch der Verkäufer rieb sich die Hände. Auch noch, als ein Trupp Männer anrückte und zu bohren begannen. Das hatte er selber schon oft versucht, aber es gab nun mal kein Wasser dort. Dazu an dieser unsinnigen Stelle! Doch den Dorfbewohnern verging das Lachen. Der Bohrtrupp wurde tatsächlich fruchtig. In etwa 25 Meter Tiefe kam klares, sauberes Trinkwasser. Es reichte aus, die ersten fünf Jahre alle Mitarbeiter und Patienten des neu erbauten Emmanuel-Krankenhauses unserer Mission zu versorgen. Ja, es blieb sogar noch für viele Dorfbewohner genug Wasser, besonders in der Dürrezeit, wenn die Dorfbrunnen fast versiegten. Dann lebte ein Teil des Dorfes vom Missionswasser.

Der »Missionsbrunnen« gab nicht nur natürliches Wasser. Er wurde auch zu einem »geistlichen« Brunnen. Die Frau des Raju, des Dorfoberhauptes, war tief beeindruckt. Zunächst davon, daß Gott Vater Komanapalli das Wasser gezeigt hatte. Heimlich kam sie zu den Versammlungen, hörte dem zu, was die Christen da sagten. Sie kam zum Glauben; bald auch die beiden Töchter. Der Raju tobte. Er wurde sogar rabiät. Er schlug Frau und Töchter.

Manchmal sah man sogar die Striemen. Doch die Frauen blieben fest. »Wenn ich dran denke, was Jesus am Kreuz für mich gelitten hat, dann ist das, was ich erlebe nicht der Rede wert«, sagte die Frau zu Vater Komanapalli, als er ihr einmal Mut zusprechen wollte.

Ein Jahr später sah man auch den Raju im Gottesdienst. Zuerst außen an der einfachen Kirche. Er hörte durchs Fenster zu. Später saß er in der letzten Reihe. Seinen knorrigen Stock legte er nie weg. Heute ist die ganze Familie in der Gemeinde. Eine Tochter arbeitet als Lehrerin in der Missionsschule.

Wo liegt der Fehler von Karl Marx?

Elf junge Leute saßen um den Tisch. Sie waren die Verantwortlichen für den Komsomol, die Jugendorganisation, von Wladikawkas. Wladikawkas liegt im Kaukasus, in der ossetischen Republik der riesigen Sowjetunion. So hieß sie damals 1991, noch. Diese elf waren verantwortlich für fast fünfzigtausend junge Leute. Waren der Führungskader. Sie hatten um ein Gespräch gebeten.

Seit zwei Tagen waren wir schon in der Stadt, meine Frau und ich, sowie unser Geschäftsführer von »Licht im Osten« mit seiner Frau und unserem Übersetzer.

Die Begegnungen mit den einheimischen Christen waren sehr beeindruckend für uns. Mit welchem Eifer nutzten sie die neugewonnenen Freiheiten. Viele lebten in einem brennenden missionarischen Drang. Die Gottesdienste, die wir zusammen feierten atmeten diesen neuen, geistgewirkten Aufbruch. Und Fragen; Fragen über Fragen. Nach dem Abendgottesdienst, zwei unvergeßliche Stunden, Fragestunden. Fast alle Fragen wurden zu dem Verständnis des Buches der Offenbarung gestellt. Die Gemeinden in der zerfallenen Sowjetunion leben in einer lebendigen Erwartung der Wiederkunft des Herrn. Gott hatte mich gut »vorbereitet«:

In den Bibelstunden meiner eigenen Gemeinde, Dettingen/Teck, legte ich seit Monaten eben die Offenbarung aus. So konnte ich die Fragen verstehen und antworten. Es war schon fast 22.⁰⁰ Uhr, da bestimmte der Gemeindeleiter: »Geschwister, laßt es gut sein für heute. Unsere Gäste sind müde.« Wir verständigten uns kurz, dann lud er ein: »Morgen früh um 10.⁰⁰ Uhr ist unser Bruder bereit, die Fragen weiter zu beantworten.«

Ich war schon etwas erschöpft. Aber dann kam Pjotor: »Die Komsomol-Leute warten schon seit einiger Zeit. Habt ihr noch Kraft?« Ein kurzer Imbiß, dann setzten wir uns zu den 11 Komsomolführern. Es wurde ein sehr interessantes Gespräch. Sie erzählten von den großen Schwierigkeiten ihres Verbandes: »Die meisten Jugendlichen sind völlig frustriert. Sie lachen uns aus, wenn wir ideologische Schulung anbieten wollen«, bekannte der Sekretär für Ideologie freimütig. »Immer mehr werden kriminell. Es gibt keine Arbeit. Die alten Strukturen lösen sich auf. Die Versorgungslage wird immer schlechter. In den Schulen werden die Zustände immer unhaltbarer. Die Schüler haben keinen Respekt mehr vor den Lehrern. Die trauen sich auch nichts mehr.« Jeder hatte etwas zu diesem Bild des Schreckens beizutragen.

Dann sprach mich der Sekretär für die ideologische Schulung ganz direkt an: »Sagen Sie mir, wo liegt eigentlich der Fehler von Karl Marx? Was stimmt nicht in seinem Ansatz?« Es war für mich ein bewegender Augenblick. Ich sammelte mich und antwortete dann: »Gewiß hat der Kommunismus auch viel Gutes für ihr Land bewirkt. Die Verhältnisse im Reich der Zaren waren für die breite Masse jämmerlich. Da hat sich viel verändert. Die Menschen erhielten wirklich eine Würde.

Aber, einen Grundirrtum sehe ich bei Marx. Marx formulierte wohl so: »Ändere die Verhältnisse, und der Mensch verändert sich.« Gute Verhältnisse machen auch den Menschen gut! So wollte Karl Marx den neuen Menschen schaffen. Und das ist der Grundfehler. Gute Verhältnisse schaffen eben nicht den guten Menschen. Nicht die Verhältnisse, die äußeren Umstände, bestimmen den Menschen. Der Schaden sitzt tiefer. Das böse Herz des Menschen ist's. Das muß verändert werden. Dann wird der Mensch gut. Das eben ist das »Programm« Jesus Christi. Er setzt an der entscheidenden Stelle an. Er schafft und gibt das neue Herz. So wird der neue Mensch.«

Die Komsomolzen hörten aufmerksam zu. Verstohlen nickten einige mit dem Kopf. Nachher sagte mir Oskar, unser Übersetzer, wie zwei zueinander gesagt hätten, solange ich redete: »Der bringt es auf den Punkt!« Noch eine halbe Stunde ging unser Gespräch weiter, aber das war der Knackpunkt gewesen. Freundlich verabschiedeten wir uns dann voneinander. Es war fast Mitternacht. Jedem schenkten wir noch eine Bibel. »Eure Kinderbibel ist sehr wichtig und gut«, sagte einer. Wir gaben ihm eine. Sie haben nie in ihrem Leben die Bibel gelesen. Nun fangen sie an wie ABC-Schützen. Die Bilder, die kurzen Geschichten, das leitet sie hinein in das Evangelium.

Das Wort Gottes, das ist *die* Kraft, die wirklich durchdringt zum Herzen. Das Wort Gottes schafft den neuen Menschen.

Ihr könnt deutlich reden

Das Flugzeug begann den Landeanflug auf Wladikawkas, der Hauptstadt Ossetiens im Kaukasus. Dort entstanden die Bilder, die damals um die Welt gingen: Bundeskanzler Kohl und Präsident Gorbatschow in Strickjacke am Ufer eines Gebirgsflusses. In freundschaftlichster Atmosphäre wurden hier die Weichen gestellt für die deutsche Wiedervereinigung. Wir wollten dort die christlichen Brüder und Schwestern besuchen und ihre Mission, die Nordossetische Mission.

Wir hatten anstrengende Tage in Moskau hinter uns. Die sengende Hitze, viele Gespräche und Besuche. Dazu die katastrophale Versorgungslage. Belustigt dachte ich an den vorigen Abend zurück. Nirgends konnten wir etwas zum Essen auftreiben. Selbst im Hotel nicht. »Defiziti«, nichts da! bedauerndes Schulterzucken. Aber Oskar, unser rußland-deutscher Übersetzer war mit allen Wassern gewaschen. Aus den unergründlichen Tiefen seines Koffers — er hatte vorgesorgt — brachte er eine große Salami hervor. Dazu gab es Knäckebrot satt. Kurz vor Mitternacht saßen wir so auf dem Flur unseres Hotels und speisten. Die Etagendame — jeder Flur wird von solch einer »Babuschka« beaufsichtigt — schaute uns zu. Mit seinem Taschenmesser säbel-

te Oskar ein großes Stück Salami ab und reichte es ihr. Sie floß fast über vor Dank, dann eilte sie weg und kam wieder. Sie hatte einige Flaschen Krimsekt aus ihrem Geheimversteck geholt. Salami, Knäckebrötchen und Krimsekt, warum nicht? Mineralwasser war »Defizit«, gab's nicht!

Am Flughafen holte uns Pjotor ab, der Leiter der Mission. Auch hier war es sehr warm »Wir fahren schnell ins Hotel, dort könnt ihr euch frisch machen und umziehen«, meinte er. »Umziehen?« »Ja, in zwei Stunden habt ihr einen Termin beim Fernsehen. Ihr seid eingeladen und werdet dort interviewt. Ich kenne den Programmdirektor und der will eine Sendung mit euch machen«.

Ich war überwältigt. Welch ein Wandel, einige Jahre vorher; meine Gedanken gingen zurück. Schon am Flughafen in Moskau kam es damals, 1984, zu großen Schwierigkeiten. Ich hatte nämlich zwei Bibeln dabei, die der kontrollierende Beamte beanstandete. Schließlich mußten sich drei hohe Offiziere mit meinem »Fall« befassen. Nach langen Beratungen durfte ich doch einreisen. Eine Bibel mußte ich dalassen. Die Kommunisten wußten sehr wohl um die »Sprengkraft« dieses Buches. Auf der weiteren Reise hatten wir bald drei »treue Schatten«, Leute vom KGB, die uns beobachteten. Nur mit abenteuerlichen Tricks — Oskar war ein Meister darin — gelang es uns damals, doch noch die christlichen Gemeinden zu besuchen, ohne sie in Gefahr zu bringen. Und jetzt: Ein Interview im staatlichen ossetischen Fernsehen.

Im Fernsehstudio war es fast unerträglich heiß. Grell brannten die Scheinwerfer. Eine Professorin für Ger-

manistik sollte uns interviewen. Sie war die einzige, die gut genug Deutsch sprach, um uns zu übersetzen. Auch sie war völlig durchgeschwitzt. Dann: Achtung, wir sind auf Sendung. Vorher flüsterte mir Pjotor noch zu: »Ihr könnt ruhig deutlich reden!«

Die erste Frage: »Warum kommen sie hierher in unser Land?« Unser Geschäftsführer von »Licht im Osten«, Erwin Damson, antwortet: »Mein Vater kam damals als Soldat in Ihr Land. Er stand mit auf dem Gipfel des Elburs. Wir sind heute in ganz anderer Mission da. Wir wollen nichts erobern, sondern ihnen etwas bringen: das Evangelium von Jesus Christus!« Die Frage an mich: »Warum tun Sie das?« Ich rede »deutlich«: »Weil bei diesem Jesus Christus das ganze Heil ist. Ihr Land hat viele Nöte. Aber *die* Not ist in unserem Land und in Ihrem Land dieselbe: Menschen, die Jesus Christus nicht kennen, ihm nicht vertrauen, gehen am Leben vorbei!«

Nachher stehen wir noch im Flur des einfachen Fernsehstudios. Der Leiter der Sendung dankt uns in bewegten Worten: »Sie können gerne wiederkommen. Das braucht unser Land jetzt.«

Sie sind wie die Tiere

Der stellvertretende Innenminister der russischen Republik Ossetien empfängt uns zum Gespräch. Auch das hat Pjotor eingefädelt. Der hohe Polizeioffizier sitzt an seinem Schreibtisch, als wir eintreten. Er schaltet die Funkanlage und auch das Telefon ab. Er will sich offensichtlich Zeit für ein ungestörtes Gespräch nehmen.

Der Anlaß dieses Treffens: Wir sollen auch das berüchtigte Zuchthaus von Wladikawkas besuchen, und er möchte uns vorher kennenlernen. »Dort lassen wir nicht viele hinein«, meint er. Etwa tausend Schwerstverbrecher, oft mehrmalige Mörder sitzen in diesem Zuchthaus. »Sie sind wie die Tiere«, sagt der Minister im Laufe des Gesprächs. »Wir haben viel versucht, um ein Resozialisierungsprogramm anzufangen. Aber es war sinnlos. Nur rohe Gewalt vermag diese Leute in Schach zu halten«, sagt er resignierend: »Sie sind wie die Tiere.« Das kommunistische Menschenbild funktioniert hier nicht: Durch veränderte Umstände den Menschen zu bessern. Das funktioniert überhaupt nicht.

Aber dann kommen erstaunliche Sätze: »Ihre Leute, die haben tatsächlich etwas verändert.« Er meint damit die kleine christliche Gemeinde in der Stadt. Sie hatten mehrere Male um Erlaubnis gebeten, im Zuchthaus, Besuche machen zu dürfen. Sie wollten gerade dort das Evangelium sagen. Dort, wo Menschen das wirklich

nötigst brauchen. Es war immer abgelehnt worden. »Zu gefährlich, sinnlos«, und wie die Begründungen hießen. Dann — zögernd, unter Vorbehalt die Erlaubnis: »Aber wir übernehmen keine Verantwortung.« Anerkennung schwingt in der Stimme des Ministers. »Eure Leute haben Großartiges bewirkt. Ich hätte das nicht für möglich gehalten. Durch sie habe ich erlebt, wie Menschen tatsächlich verändert werden können.«

Pjotor erzählte uns von den Anfängen. Die ersten Besuche waren hart, entmutigend. Die Wachen geleiteten uns mit Maschinengewehren zu dem Versammlungsraum. Nur wenige Männer waren gekommen. Mit finsternen Mienen, ohne Regung hörten sie uns zu. Keine Reaktion, als wir uns verabschiedeten. Beim nächstenmal waren einige Männer mehr da. Wieder dieses brütende Schweigen. Da baten wir die Soldaten mit ihren Maschinenpistolen, den Raum zu verlassen. »Befehl ist Befehl. Ihr seid hier nicht sicher!« weigerten sie sich. Die Zuchthäusler verfolgten die Diskussion mit großem Interesse. Der diensthabende Offizier wurde geholt. »Wie können wir mit Maschinenpistolen unsere Botschaft von der Liebe Gottes sagen?« bestürmten ihn die Brüder. »Wir übernehmen selbst die Verantwortung für uns!« Der Offizier war ratlos. Schließlich entschied er: »Die Eskorte wartet draußen im Hof.« Nun war das Eis gebrochen. Die Zuchthäusler hörten interessiert den Zeugnissen und Liedern der Christen zu.

Monate regelmäßiger Besuche, immer ohne Waffenschutz, folgten. Dann kam ein Durchbruch. Zwei Sträflinge wurden bewußte Christen. »So einen Wandel haben wir noch nie erlebt!« sagte der Zuchthausdirektor. Ein Bibelkreis entstand. Heute versammeln sich wö-

chentlich fünfzig Leute zu einem Bibelgesprächskreis. Hunderte von Zuchthäuslern kommen zu den sonntäglichen Gottesdiensten.

»Es ist eine große Veränderung im Zuchthaus«, meinte der Minister zu uns, »eure Leute können ihre Arbeit gerne ausweiten.« Er gab auch uns die Erlaubnis zum Besuch im Zuchthaus. Es war für mich eine beklemmende Atmosphäre. Strengste Sicherheitsvorkehrungen. Wir mußten unsere Pässe abgeben, eine kleine Tür öffnete sich. Ein riesiger Innenhof, umschlossen mit 5 Meter hohen Gittern. Dahinter Wachen mit Gewehren. Sie stehen hinter dem Zaun, können so nicht selber angegriffen werden, aber sie überblicken alles.

Die Zuchthäusler, alle kahlgeschoren; harte Gesichter, schwarze Sträflingskleidung. Im Versammlungsraum warten etwa 30 Männer. Sie sind der Kern der Zuchthausgemeinde. Es kommt zu einem guten Gespräch. Doch der begleitende Offizier drängt. Wir Ausländer so ungeschützt im Zuchthaus, das ist ihm nicht geheuer. Immer mehr Männer drängen ins Zimmer. Aufmerksam hören die meisten zu. Wir reden von dem, was unser Leben verändert hat, geben ein persönliches Zeugnis. Einer der Männer wird laut: »Wo ist denn euer Gott?« ruft er, »ich sehe ihn nicht.« »Du kannst seine Kraft sehen, wie er Menschen verändert!« antworte ich.

Der Offizier drängt zum Aufbruch. Er ist sichtlich erleichtert, als sich die Pforte hinter uns wieder schließt. Nun ist er die Verantwortung los. Noch lange gehen mir die Worte durch den Sinn. Iwan, ein zweifacher Mörder, lebenslänglich, jetzt Leiter der Bibelgruppe im Zuchthaus, hatte mir am Ausgang die Hand gegeben: »Denkt an uns. Wir sind doch Brüder.«

Nimm und lies!

Sibirien, ein Jugendtraum von mir. Immer schon wollte ich einmal dieses Land sehen. Nun sind wir in Irkutsk gelandet. Ein langer Flug, endlose Weiten. Ein riesiges Land. Es ist nach Mitternacht. Wir kennen hier in Irkutsk niemand, haben auch keine Adresse einer christlichen Gemeinde. Das sollte der Abschluß unserer Reise sein, ganz privat. Ich wollte einfach Sibirien erleben.

Wie kommen wir jetzt in die Stadt? Ein Taxi ist nirgends zu sehen. Wir stehen in der Ankunftshalle für Ausländer. Das Personal zuckt mit den Achseln. Das ist nicht ihr Problem. Doch erstaunlich, ein Russe spricht uns an: »Ich werde abgeholt. Ich nehme sie mit in die Stadt«. Wir warten auf die Koffer. Da: »Dr. Krimmer, Erwin Damson?« Wir hören unsere Namen. Ein junger, adrett gekleideter Mann lächelt uns an, streckt uns die Hände entgegen: »Ich bin Fedor, der Prediger der Baptistengemeinde hier. Die Brüder in Moskau haben euch angemeldet.« Seine Frau ist auch dabei. Eine quicklebendige Person. Sie kann sogar Englisch. Sie redet in einem fort, immer lächelnd. Sogar Blumen für unsere Frauen hat sie mitgebracht. Sie bringen uns ins Hotel.

Am nächsten Morgen holt uns Fedor ab. Eine Fahrt mit dem Luftkissenboot über den Baikalsee. Ich bin begeistert. Fedor und ein Mitarbeiter erzählen uns von der Situation der Gemeinde. Sie haben viele Möglichkeiten

zur Mission und nutzen sie auch. Wir erhalten gleich Anschauungsunterricht. Die beiden Brüder haben schwere Taschen dabei. Insgeheim hoffe ich auf ein Picknick. Aber die Taschen enthalten geistliche Speise. Die beiden gehen durch das ganze Schiff und geben jedem Fahrgast ein Traktat und ein christliches Buch. Ihr brennender Missionseifer beeindruckt mich sehr. Am Abend sehen wir dann sogar Passagiere von der Bootsfahrt im Gottesdienst. »Nimm und lies«, das wird für manchen zum entscheidenden Anstoß zur Begegnung mit Jesus Christus.

So auch für eine Frau. Wir waren in der Taiga unterwegs. So hatte ich mir Sibirien vorgestellt. Endlose Wälder, dazwischen glänzende Seen, kleine Dörfer aus Holzhäusern. Fedor erzählte von dem kleinen Volk der Burjaten, Buddhisten, die in dieser Gegend leben. Ein Russe, dem sie besonders am Herzen lagen, ist als Missionar unter ihnen tätig. 1990 wurden fünf getauft. Zwölf kleine Gemeinden sind schon entstanden. Gott sammelt sein Volk.

Wir halten an einem Dorf. Ein wunderschönes Holzhaus. Es lädt zum Fotografieren ein. Eine Frau steht im Hof. Wir sprechen sie an. Sie erzählt von den harten Lebensbedingungen: »Wir haben hier zwei Jahreszeiten«, sagt sie, »den Frühling-Sommer- Herbst, etwa 3 Monate und 9 Monate Winter.« Fedor hat wieder seine Tasche dabei. Er bezeugt ihr das Evangelium. Sie hat noch nie von Jesus gehört. Dann schenkt er ihr eine Bilderbibel. Sie kann nicht lesen. Noch lange sehe ich das Bild: Sie sitzt auf der Bank vor dem Haus und blättert die Seiten um: »Nimm und lies«, hier »nimm und sieh«. »Wenn mein Mann heimkommt, der kann lesen. Er wird mir vorlesen.« So begegnen Menschen – auch in Sibirien Gott.

Wer kann bezeugen?

Frunse, heute Bischkek, der Name des Revolutionsgenerals wurde getilgt. Wir sind im Abendgottesdienst der Baptistengemeinde. Der Saal ist voll. Heute werden die Taufbewerber der Gemeinde vorgestellt.

Auch ein junger Mann, etwa 20 Jahre alt. Ein Bruder fragt ihn, wie er zu Christus gefunden habe. Stockend erzählt er: »Mit mir stand es nicht gut. Ich hatte große Probleme mit dem Alkohol, arbeitete nicht mehr. Ich war in einer Clique. Wir wurden auch kriminell. Mich widerte mein Leben an. Ich sah auch keinen Sinn mehr. Dachte sogar daran, Schluß zu machen. Da lud mich ein Bekannter in den Gottesdienst ein. Ich ging widerstrebend mit, war halb betrunken. Nüchtern wäre ich nicht mitgegangen. Ich bekam auch fast nichts mit. Aber am nächsten Tag fand ich in meiner Jackentasche ein Johannesevangelium. Das hatte mir wohl einer nach dem Gottesdienst zugesteckt. Ich las darin. Und so bin ich dem Herrn begegnet.«

Die ganze Gemeinde hörte mit Spannung zu. Einige Frauen schluchzten während des Berichts. Dann stellte der Gemeindeleiter einige Fragen an den jungen Mann. Es war eine kleine Prüfung über das, was er im Taufunterricht gelernt hatte. Er antwortete deutlich und

freudig. Ein freies Gebet, von ihm gesprochen und dann wurde er hinausgeschickt.

»Wer hat ein Zeugnis über ihn?« fragte der Gemeindefeiler. Ein junger Mann stand auf: »Ich kenne Mischa« — so hieß der Taufbewerber — »schon lange«, begann er. »Ich habe mitangesehen, wie es mit ihm bergab ging. Doch seit einem Jahr ist er völlig verwandelt. Er trinkt nicht mehr, arbeitet wieder und bezeugt auch seinen Glauben bei seinen alten Freunden.« Eine ältere Frau stand auf: »Wir wohnen in der Nachbarschaft. Früher hatten wir Angst vor Mischa, wenn er betrunken war, wurde er oft gewalttätig. Doch er ist ganz verwandelt, freundlich und hilfsbereit. Er lebt, was er glaubt!« Einer der Gemeindeältesten berichtet: »Ich war zu Besuch bei der Familie. Sie alle stellen Mischa das beste Zeugnis aus.«

Nun wurde die ganze Gemeinde gefragt: »Wer ist dafür, daß Mischa in unsere Gemeinde aufgenommen wird?« Alle Hände gingen hoch. Mischa wurde hereingerufen. Er strahlte vor Freude. Stehend sangen wir alle ein Loblied. Er ging wieder an seinen Platz zurück.

Eine Viertelstunde, in der wir in Gottes Krafthandeln hineinsehen durften.

Wichtig ist nur: Gott liebt dich

Auf dem Arbat, der Hauptfußgängerzone Moskaus. Wenige Meter neben dem Roten Platz. Wir treffen Schirinaj Dossowa. Sie ist Straßenmissionarin. Fast jeden Tag steht sie hier, hält ihre Bibel hoch und beginnt zu evangelisieren. Am Abend vorher waren wir in ihrer Wohnung eingeladen. »Wohnung?« Eine sechs Zimmer-Wohnung in einem verlotterten Moskauer Haus. 6 Zimmer, von 6 Familien bewohnt. Sie teilen sich ein Bad und eine Toilette. Sie ist noch bevorzugt, hat als Einzelperson ein ganzes Zimmer für sich.

Sie kam aus Tadschikistan nach Moskau. Wollte hier studieren. Sie mußte sich emporarbeiten, sich Aufenthalts- und Lernerlaubnis verdienen. Jahrelang machte sie gröbste Dreckarbeit. Dann endlich bekam sie einen Ausbildungsplatz zugeteilt. Aber sie konnte nicht Lehrerin werden, wie sie wollte. Die Partei bestimmte es anders. Sie lernte Wirtschaftskunde, schloß diese Ausbildung ab und arbeitete in irgendeinem Büro. »Mein Leben hatte keinen Sinn. Ich wußte nichts mit mir anzufangen«, sagte sie. An einem Abend hörte sie eben auf dem Arbat einen Evangelisten reden. Das traf sie wie der Blitz. »An diesem Abend bekehrte ich mich. Und — ich wußte ganz gewiß, das ist meine neue Aufgabe:

Selber Straßenmissionarin zu sein. Schon am nächsten Abend stand ich selber auf dem Arbat«, berichtete sie weiter, »viele Menschen hörten mir zu. Nachher prasselten nur noch die Fragen. Aber ich wußte doch selber noch nicht viel von der Bibel, von Jesus«, mit einem verschmitzten Lächeln erzählte sie weiter. »Da habe ich gesagt: Leute, eure Fragen sind gar nicht wichtig. Wichtig ist nur eines: Gott hat dich lieb! Das müßt ihr glauben und annehmen.«

Nun stand sie wieder da und predigte. Hunderte hörten ihr zu. Sie sah uns und unterbrach: »Leute, hier ist ein deutscher Pfarrer. Der wird jetzt weiter predigen.« Verblüfft schaute ich mich um. Ja, sie meinte tatsächlich mich und winkte mir. Oskar, mein Übersetzer schob mich sanft nach vorne. Ich sammelte mich und dann predigte ich über das Gleichnis Jesu vom »verlorenen Sohn«. Welch ein Wandel, ging es mir durch den Sinn. 1984 bei meiner letzten Reise in die Sowjetunion mußten wir alle Tricks anwenden, um unauffällig zu bleiben. Trotzdem beschattete uns bald der KGB. Und jetzt predige ich in aller Öffentlichkeit, neben dem Roten Platz in Moskau. Gott kann alles verändern.

Ich hatte aufgehört zu predigen. Da sagte die Dossowa: »Ihr habt das jetzt alle gehört. Ihr seid doch auch solche verlorenen Söhne. Ihr könnt heimkommen, umkehren, so wie dieser Sohn. Gott hat euch lieb. Er wartet auf euch.« Und dann rief sie wie selbstverständlich: »Wer jetzt zu Gott kommen will, der kann das tun. Hebt einfach eure Hände hoch. Wir werden mit euch beten!« Das Wunder der Umkehr: Hände gingen in die Höhe. Mir standen Tränen in den Augen. Und dann knieten die Menschen, die ihr Leben Jesus anvertrauen wollten,

auf dem Straßenpflaster, mitten in der hektischen Fußgängerzone.

Am Abend hatten wir eine lange Nachversammlung mit Neubekehrten. Ich mußte viele Fragen beantworten. Die Leute waren begierig nach der lauterer Milch des Wortes Gottes. »Moskau ist eine Stadt einsamer Herzen«, hatte mir die Dossowa gesagt, »die Menschen hungern nach Liebe und nach Sinn.« Wir sind gerufen, den Hunger zu stillen. »Gebt ihr ihnen zu essen«, sagt Jesus zu seinen Jüngern.

Der wird auch Wege finden ...

Der Abendgottesdienst war zu Ende. Wir drängten zur Eile. Wir wollten unser Flugzeug erreichen. Es war Freitagabend und am Sonntag sollte ich in Dettingen predigen. Der Kirchenchor feierte sein Jubiläum. Ich hatte fest zugesagt, zu diesem Gemeindefest wieder da zu sein.

Noch aber war ich viele tausend Kilometer von zu Hause: Hier in Irkutsk, in Sibirien. Aber nach dem Flugplan mußten wir am Samstag um 18.⁰⁰ Uhr wieder in Frankfurt sein. Die vielen Stunden der Zeitverschiebung machten das möglich. Wir verabschiedeten uns von den Brüdern und Schwestern, die uns in den drei Tagen lieb geworden waren. Doch dann: Der Flug ist gestrichen! Warum? Achselzucken. Die Menschen hier sind oft grob unfreundlich. Wann geht der nächste Flug? Achselzucken. Endlich die vage Auskunft: »Morgen gegen 10.⁰⁰ Uhr.« Wir fahren bedrückt zurück ins Hotel. Wir rechnen. Das reicht immer noch. Mit der Zeitverschiebung sind wir um 12.⁰⁰ Uhr in Moskau und um 15.⁰⁰ Uhr geht unser Flug nach Frankfurt. Wir beten um Gottes Geleit.

Tatsächlich, am nächsten Morgen, dieser Flug wird nicht abgesagt. Allerdings fliegen wir erst kurz vor 12.⁰⁰

Uhr ab. Eine unverhoffte Zwischenlandung in Omsk. Endloses Warten. Ich gebe die Hoffnung auf. Endlich, gegen 14.³⁰ Uhr landen wir in Moskau. Aber wir müssen noch mit dem Auto durch die ganze Stadt zum internationalen Flughafen. Unser Fahrer rast, mißachtet die Geschwindigkeitsbeschränkung. Vielleicht hat der Flug ja Verspätung. Aber vergeblich. Wir sehen das Lufthansa-Flugzeug in den Wolken verschwinden. Wir haben noch gut 10 Kilometer.

Ratlos stehen wir im Flughafen. Was sollen wir tun? Da fällt mein Blick auf die Anzeigentafel: Flug nach Frankfurt 16.⁵⁰ Uhr. Jetzt ist es 15.⁵⁰ Uhr. Ich eile zum Schalter. Ja, es gebe heute noch einen zweiten Flug nach Frankfurt. Das Flugzeug sei umgeleitet. Ich muß der russischen Bodenstewardess diese Informationen wie Würmer aus der Nase ziehen. Sie ist äußerst unfreundlich und abweisend. »Nein, es sei völlig unmöglich, daß noch fünf Personen mitfliegen könnten. Alles ausgebucht.« Ich koche innerlich. Aber dann schäme ich mich. Immer wieder geht mir die Liedzeile durch den Kopf: »Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.« Gott kann uns auch Plätze im Flugzeug besorgen, uns rechtzeitig nach Dettingen bringen. Ich bete wortlos.

Da kommt ein Herr in Uniform an den Schalter. Er spricht deutsch, ist von der Lufthansa. Ich schildere ihm unsere Lage. »Ich werde mich bemühen«, verspricht er. Dann: »Drei Plätze sind noch frei«; und um 16.²⁰ Uhr sagt er: »Sie können alle mitfliegen!« Wir sind sehr dankbar. »Der wird auch Wege finden . . .« Noch circa 10 Plätze sind dann schließlich frei, als wir zum Flug nach Frankfurt starten. Verstehe es, wer will.

Die Maschinen abschalten?

»Bitte, kommen Sie schnell. Unser Kind stirbt. Sie haben uns damals getraut. Taufen Sie unser Kind noch.« Die Stimme am Telefon war dringend. Ich erinnerte mich noch gut an das junge Paar und die Trauung. Wir hatten ein sehr gutes, tiefgehendes Traugespräch gehabt. Nun war ihr erstes Kind geboren und schwebte in Lebensgefahr.

Mit den jungen Eltern fuhr ich ins Krankenhaus. »Alles war ganz normal. Wir freuten uns so über unseren Michael. Dann, plötzlich, gestern Abend Herzstillstand. Die Ärzte konnten ihn nach einigen Minuten wieder beleben. Aber sie machen uns keine Hoffnung mehr«, erzählte die Mutter, immer wieder vom Weinen unterbrochen. »Jetzt lebt er nur noch durch die Maschinen. Er kann nicht mehr selber atmen und zeigt keinerlei Reaktionen«, ergänzt der Vater, »aber kann man so einfach die Maschinen abschalten?« Verzweiflung klingt aus seiner Stimme.

Im Krankenhaus, die Säuglingsstation. Intensiv-Pflege steht auf dem Schild über der Tür. Die Familie wartet schon. »Soll ich die Schutzkleidung anziehen?« Die Schwester schüttelt den Kopf. Ausdruck der Hoffnungslosigkeit. Und dann stehen wir vor dem kleinen

Glaskasten. Ein Anblick, der sich einprägt. Bewegungslos der kleine Körper, Schläuche und Nadeln am ganzen Körper, das leise Zischen des Beatmungsgerätes. Die Eltern und die Verwandten weinen. »Kann ich das Kind anrühren?« »Warum nicht« meint die Schwester, »sie können hier durch die Öffnung an der Seite hineinreichen!« Ich blicke ein wenig fragend. Sie zuckt die Schultern. Fast kann ich ihre Gedanken hören: »Warum solch ein Aufwand. Da ist doch nichts mehr zu machen.«

Und dann hören wir auf die »alten« Worte, die hier ganz neu klingen. Das nüchterne Zimmer, voller medizinischer Apparate. Draußen vor der Glasscheibe frühstücken die Pfleger und Schwestern. »So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Ich rede in einfachen Worten von dieser Liebe Gottes. »Auch Gott der Vater kennt den Schmerz, das Leiden um seinen Sohn. Gott, der Sohn schreit am Kreuz die Warum-Frage heraus. Liebe und Leiden haben die gleiche Wortwurzel. Der Glaube lernt im Leid Vertrauen festhalten.« Einige Gedankenlinien. Dann das Glaubensbekenntnis. Ganz schlicht die Handlung: Ich nehme einige Tropfen Wasser. »Michael, ich taufe dich auf den Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Ich ziehe meine Hand aus dem Glaskasten.

Solch eine »Jäh-Taufe« ist keine magische Handlung, auch keine »Himmelsversicherung«. Doch mir wird hier ganz neu bewußt: Bevor ich als Mensch etwas tun kann, hat Gott schon alles getan. Wo ich als Mensch gar nichts tun kann, hat Jesus Christus immer noch alle

Macht: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden ...« Nicht eine Diskussion über Sinn und Unsinn der Säuglingstaufe ist da gefragt, sondern das tröstende, bergende Vertrauen: Wir legen dieses Kind ganz in deine Hände, o Gott; befehlen es deiner Gnade und Barmherzigkeit.

»Was sollen wir entscheiden?« draußen auf dem Flur fragen die Eltern noch einmal. »Die Ärzte sagen, auch wenn er wieder selber atmen und leben könnte, ist das Gehirn so schwer geschädigt, daß er völlig behindert sein und bleiben wird«. Eine schwere Entscheidung. Ich antworte: »Wir wollen im Gebet um dieses Leben bitten. Gott kann. Auch müssen Sie über die Frage: Abschalten oder nicht? entscheiden, wenn die Ärzte wirklich danach fragen. Ich will dann gerne mit Ihnen weiterdenken. Sie dürfen mich jederzeit anrufen.«

Drei Monate später. Wir feiern in der Gemeinde einen Sondergottesdienst an einem Samstagabend, besonders für Tauffamilien im zurückliegenden Jahr. Die Gänge sind vollgestellt mit Kinderwagen. Ein lebendiger und fröhlicher Gottesdienst. Auch das junge Ehepaar mit dem Michael ist da. Ich freue mich. Es waren manche Gespräche und Begleitung in der zurückliegenden Zeit. Die Maschinen wurden nicht abgeschaltet. Zuerst ein leichtes Zucken der Finger. Nach und nach konnten alle Hilfsapparate wegfallen. Michael konnte wieder selber atmen. Gewiß, er ist kein normales Kind. Er braucht intensive Pflege. Wie behindert wird er bleiben? Aber der Dank überwiegt weit. Wo wir oft so schnell aufgeben. Gott hat ganz andere, neue, hilfreiche, vertiefende Wege.

Mörder gefaßt

Ich sehe die Straße entlang. Bin auf der Fahrt nach Tübingen. Etwa einen Kilometer vor mir sehe ich ein Auto quer über die Straße stehen, einen weißen BMW. Ich nehme Gas weg. Plötzlich springen drei Männer aus dem Auto. Pistolen in der Hand, springen auf mich zu. Lederjacken, lange Haare. »Das sind Terroristen«, schießt es mir durch den Kopf. Damals Ende der 70er Jahre war die Hoch-Zeit der RAF-Aktionen. Ich gebe Gas, ziehe das Auto nach rechts über einen Acker. Rase zurück auf die Straße. Da höre ich Schüsse. »Herr Jesus, hilf.« Ich ducke mich unwillkürlich. Mit 180 Sachen rase ich davon. Der Ortseingang von Tübingen. Überall Polizei. »Ich bin gerettet.« Schreckensbleich lasse ich den Wagen ausrollen. Da wird das Auto von Polizisten mit Maschinenpistolen im Anschlag umstellt. Einer reißt die Tür auf. Ich werde herausgezogen. »Umdrehen, Hände hoch«, ich werde nach Waffen abgetastet. »Hände auf den Rücken.« Handschellen klicken und ich werde in ein Polizeifahrzeug gesetzt. Rechts und links ein Beamter. Der Wagen fährt los. Der Beifahrer nimmt das Mikrofon: »Mörder gefaßt, wir kommen aufs Präsidium.«

Ich bin wie betäubt. Dann finde ich meine Sprache wieder. »Was geht hier eigentlich vor«? Keiner der Beamten reagiert. »Ich bin Pfarrer Krimmer und auf dem Weg ins Albrecht-Bengel-Haus!« »Wer sind Sie? Können Sie sich

ausweisen?« Ich will in die Jackentasche greifen, aber die Handschellen. »Da, in der Tasche ist mein Personalausweis.« Ein Beamter holt ihn heraus. »Tatsächlich. »Dr. Krimmer« steht hier.« Die Polizisten blicken sich betreten an. Eine Personalabklärung über das Funkgerät. »Stimmt, das ist Pfarrer Dr. Krimmer, wohnhaft in Breitenholz.«

Dann sind wir am Polizeipräsidium. Ein Beamter will mir die Handschellen abnehmen. Doch der Schlüssel verkantet. So betrete ich gefesselt das Präsidium. Die Polizisten verschwinden schnell. Ein höherer Beamter kommt. Endlich lösen sich die Handschellen. Ich reibe mir die verkrampften Arme. Er erklärt: »Vorher erhielten wir einen Anruf eines Mannes aus Ammerbuch. Er habe seine Freundin getötet. Er nannte seine Adresse und Marke und Kennzeichen seines Autos. Als unsere Beamten dort eintrafen fanden sie die Tote. Der Mann aber war weg. Wir sicherten das ganze Gebiet ab. Sie fahren die gleiche seltene Automarke — einen Renault-Fuego —, und Ihr Kennzeichen stimmt bis auf die letzte Ziffer mit dem Gesuchten überein.« Noch völlig benommen komme ich ins Bengel-Haus.

Nach einer Stunde kommt ein Polizist. Er bringt mein Auto. Entschuldigt sich. Er war einer von den Dreien dort auf der Straße. »Hätten Sie doch nur zu erkennen gegeben, daß Sie Polizisten sind. Ich hätte doch sofort gehalten.« Dann frage ich: »Haben Sie geschossen?« Schweigend führt er mich um den Wagen. Zwei Einschußlöcher sind in der hinteren Stoßstange. »Erst habe ich auf den Reifen geschossen, dann gezielt«, gesteht er. »Gott sei Dank, habe ich nicht getroffen.« »Ja, Gott sei Dank.« Ich wiederhole das sehr bewußt, »wir wollen beide Gott wirklich danken, daß er uns so bewahrt hat, uns beide. Sie und mich.«

Das Gebet des Glaubens

Wir sitzen in dem Wohnzimmer. Die junge Frau, hochschwanger. Der Vater, die beiden kleinen Kinder drücken sich an ihn. »Am Anfang der Schwangerschaft war ich einmal ziemlich krank. Der Arzt hat mir Tabletten verordnet. Die mußte ich über mehrere Wochen nehmen. Gestern nun hat uns der Arzt gesagt, daß nach neuesten Erkenntnissen dieses Medikament gefährliche Nebenwirkungen in der Schwangerschaft haben kann«, berichtet die junge Frau bedrückt. »Er hat sogar von einer möglichen Abtreibung gesprochen.« »Wir sind so umgetrieben in Angst«, sagt der Vater, »doch wir wollen Gott vertrauen. Da kam mir Ihre Predigt über Jakobus 5 und das Gebet über den Kranken in den Sinn. Deshalb haben wir Sie gebeten zu kommen.«

Am Morgen hatten sie mich angerufen und gebeten, bei ihnen nach Jakobus 5 zu handeln. Ich hatte zwei Älteste der Gemeinde gebeten mitzukommen. Und jetzt saßen wir zusammen. »Wir wollen wirklich ganz Gott und seiner Kraft vertrauen«, versicherten beide.

Die junge Mutter kniete nieder. Eine kleine Schale mit Öl stand bereit und in glaubendem Vertrauen handelten wir nach Jakobus 5: »Ist jemand krank unter euch, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, daß

sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten; und wenn er Sünden getan hat, wird ihm vergeben werden.« Wir befahlen die Mutter und das werdende Leben in ihr, der Barmherzigkeit und der Macht Gottes an. »Das hat uns jetzt sehr geholfen und getröstet«, sagten beide beim Abschied.

Einige Wochen später dann der Besuch der glücklichen Eltern: »Da ist unser Kind. Eine Geburt ohne Komplikationen, und er ist ganz gesund!« Wir konnten zusammen Gott loben. Er antwortet auf kindliches Vertrauen.

Der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat ...

»Maria ist schwer krank«, ich traute meinen Ohren nicht. Ich hatte bei lieben Geschwistern in meiner früheren Gemeinde angerufen und nun diese bestürzende Nachricht. Ich setzte mich ins Auto und fuhr los. Maria – ihre Geschichte ging mir durch den Sinn. Vor fünf Jahren hatte der Arzt die Diagnose gestellt: Brustkrebs. Sofortige Operation, beide Brüste mußten entfernt werden. Die strapaziösen Wochen der Chemotherapie mit ihren schlimmen Nebenwirkungen. Und dann der erlösende Befund: Keine Anzeichen mehr. Gesund. Zuerst die Nachuntersuchungen alle drei Monate, dann nur noch jedes Jahr. Jedesmal Bangen und dann die Freude: Alles in Ordnung. Manchesmal hatten wir nachher zusammen gedankt.

Maria nahm ihr »zweites« Leben ganz neu als Geschenk. »Ich komme so oft zu Krebskranken«, sagte ich zu ihr, »und ich kann so wenig sagen. Du wärst da viel besser geeignet, hast das selber durchgemacht.« Und Maria stellte sich ganz in den Dienst und besuchte viele Schwerkranke. »Jetzt ist aber auch die Zeit, daß der Pfarrer kommen sollte«, sagte sie dann zu mir, »ich habe gefragt, und die Leute erwarten dich.« Maria hat mir

oft den Weg bereitet und vielen Kranken die letzte, die größte Hoffnung erschlossen.

Und nun sie selbst wieder. Die letzte Untersuchung hatte doch so ein positives Ergebnis. »Gewiß, das kam jetzt ganz schnell«, erzählte mir dann ihr Mann, »innerhalb weniger Tage. Jetzt liegt sie seit zwei Wochen. Die Ärzte haben von einer weiteren Behandlung abgeraten. Du wirst ja selber sehen.« Wir gingen zu der Kranken ins Zimmer. Maria lag im Halbdunkel, aber auch so sah ich den erschreckenden Verfall. Ein Adventsgesteck auf dem Nachttisch. Zwei Kerzen brannten. Es ging auf das Christfest zu.

Nur mühsam konnte sie sprechen. Sie hatte große Schmerzen, wollte aber nicht ständig unter Betäubung sein. Wir konnten gut miteinander reden. Da geht das Gespräch aufs Wesentliche. »Weißt du, jetzt erst habe ich wirklich gelernt, was ich damals im Konfirmandenunterricht auswendig gelernt habe«, sagte sie zum Schluß des Besuches. »Was?« fragte ich, und dann flüsterte sie fast, aber ganz deutlich: »Der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels. Auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe . . .« Wenige Wochen später ist sie im Frieden heimgegangen.

Das ist unvernünftig

»Herr Pfarrer, was soll ich tun? Denken Sie auch, daß das unvernünftig und verantwortungslos ist?« fragend sah mich der Mann an. Ich kannte ihn schon lange Jahre. Er war ein bewußter Christ und ein lebendiger Zeuge Jesu Christi. Familienvater mit fünf Kindern. Er war wegen eines Fleckens am Oberarm beim Arzt gewesen. Dieser hatte ihn genau untersucht, einen Spezialisten noch zugezogen. Dann die harte Diagnose: Gefährlicher Hautkrebs. Die Ärzte rieten zu einer sofortigen Operation und umfassender Chemotherapie. Er hatte sich Bedenkzeit ausgebeten. Dann hatte er seinem Arzt gesagt: »Ich will mich nicht operieren lassen. Ich will ganz Gott vertrauen.« Der war richtig wütend geworden: »Das ist unvernünftig, verantwortungslos, auch gegenüber ihrer Familie. Sie brauchen nicht mehr zu mir zu kommen.«

»Was sagt denn ihre Frau?« fragte ich vorsichtig. »Sie ist völlig mit mir einig. Sie will den Weg meiner Gewißheit so mitgehen«, war die Antwort. Mir ging vieles durch den Sinn. Auf den ersten Eindruck müßte ich dem Arzt zustimmen. »Unvernünftig, verantwortungslos!« »Ich will gewiß nicht die Medizin verachten oder den Arzt schlecht machen«, sagt der Bruder weiter. »Ich habe schon oft ärztliche Hilfe in Anspruch genommen. Aber diesmal habe ich in mir eine ganz andere Gewißheit. Bei der Dia-

gnose Krebs war mir sofort klar, als ich sie hörte: Du darfst Gottes Eingreifen erleben! Ich habe auch Furcht, daß ich unnüchtern sein könnte. Und doch, ich kann einfach nicht anders!« Das überzeugte mich. »Bruder, wenn du innerlich so gewiß bist, wollen wir dich umbeten.«

Noch lange ging mir dieses Gespräch nach. War es richtig, daß ich ihn so bestärkt hatte? Wir hatten noch zusammen gebetet, und er war ganz getrost gegangen. Unvernünftig — gewiß, aber hält der natürliche Mensch nicht die ganze Bibel, den Glauben überhaupt für unvernünftig? Und doch: Hatte uns Gott nicht auch die ärztliche Kunst gegeben? Wir dürfen doch auch die Medizin dankbar gebrauchen. Verantwortungslos? Das müßte man eigentlich sagen. Fünf Kinder, alle noch nicht selbständig. Was sollte aus der Familie werden, wenn der Vater, der Ernährer nicht mehr war? Doch: Die Ehefrau hatte dieselbe Gewißheit, wie ihr Mann. Das war doch ein deutliches Zeichen für den richtigen Weg.

Einige Brüder und Schwestern wußten um den Weg, den der krebserkrankte Bruder eingeschlagen hatte. Wir beteten mit. Nach vier Monaten kam er wieder; strahlend: »Gott hat geholfen. Ich war gestern zu einer Untersuchung im Krankenhaus. Zwei Ärzte haben unabhängig voneinander mich für völlig gesund erklärt. Auch ist der Fleck nicht mehr da.« Wir haben zusammen Gott gedankt. Wichtig waren mir seine letzten Sätze in diesem Gespräch: »Ich weiß, daß das nicht der Normalfall ist. Aber jetzt stand mein Vertrauen zu Gott in der Bewährung. Wir sind sonst so abgesichert. Hier hat mein Herr mich gefragt, ob ich wirklich vertraue!« Es ist schon viele Jahre her. Der Bruder ist bis heute gesund und tut einen guten, gesegneten Dienst im Reich Gottes.

Ich mußte einfach für sie beten

Ein ganzer Nachmittag für die Familie. Beim Mittagessen planten wir. Unsere drei Buben hatten verschiedenste Vorschläge. Schließlich einigten wir uns: Zuerst ein Stadtbummel in Tübingen. Die drei wollten ihr gespartes Taschengeld anlegen. Dann auf das Tübinger Schloß und zum Abschluß großes Hamburgeressen, ihre Leib- und Magenspeise. Abends hatte ich noch einen Bibelabend zu halten. Also zogen wir gleich nach dem Mittagessen los.

Der Kleine mußte unbedingt in ein Spielwarengeschäft. Legos waren seine große Liebe. Die beiden Großen zog es mehr in ein Sportgeschäft. Sie brauchten Schläger für das Tischtennispiel. Wir Eltern trotteten folgsam mit. Was uns interessiert hätte, die Kinder drängten weiter. Herrlich der Blick vom Schloß über ganz Tübingen. Ich erzählte ihnen von Herzog Ulrich und der Reformation. Dann die Hamburger. Zweifellos der Höhepunkt des Nachmittags. Jeder verdrückte mindestens drei. Zufrieden gehen wir zurück zum Parkplatz, zum Auto.

Eben überqueren wir die Straße. Zugegeben nicht ganz vorschriftsmäßig. Ich schaue an den alten Bürgerhäusern hoch. Da, ich traue meinen Augen nicht.

Schreie: »Achtung.« Eine Dachplatte hat sich ganz oben, nahe am First gelöst, saust über das steile Dach nach unten, reißt noch zwei andere mit und sie krachen auf die Straße. Ganz knapp neben mir und dem Kleinen, den ich an der Hand halte. Ich hatte ihn instinktiv nach vorne gerissen. Wir sind schreckensbleich. Im Auto falten wir die Hände: »Danke, Herr Jesu, daß Du uns bewahrt hast.«

Am Abend halte ich den Bibelabend. Nachher kommt eine Frau auf mich zu. Ich kannte sie bis dahin nicht. »Ich bete regelmäßig für Sie und Ihre Familie.« Ich bedanke mich herzlich. Sie steht noch unschlüssig da, hat offenbar noch etwas auf dem Herzen. Dann nimmt sie ihren Mut zusammen: »Entschuldigen Sie wenn ich so komisch frage, aber was haben Sie heute nachmittag so gegen halb sechs gemacht?« fragt sie. Ich schaue sie erstaunt an. »Gegen halb sechs?« »Ja, fährt sie fort. Ich saß mit einer Strickerei im Wohnzimmer. Und um halb sechs mußte ich plötzlich an Sie und Ihre Familie denken. Ich konnte nicht anders. Ich habe meine Arbeit weggelegt und für Sie und Ihre Familie gebetet!« Gegen halb sechs? Da sehe ich wieder die rutschenden Platten vor Augen. *Das* war gegen halb sechs. Zusammen mit der Frau kann ich nur staunen und danken. Da hat der Geist Gottes ihr Herz gelenkt und sie hat mit ihrem Gebet eine Mauer des Schutzes um uns gebaut. So groß ist unser Herr.

Alles ausgebucht

Ratlos stand die Reisegruppe auf dem Flughafen Hyderabad in Zentralindien. Anstrengende aber auch herrliche Tage lagen hinter ihnen. Es war eine Reisegruppe unserer Indien-Mission. Die letzten Tage hatten sie unsere missionarischen Zentren in Andrah Pradesh besucht. Sie waren im Siler-Dschungel gewesen. Tief eindrücklich die Begegnung mit den Stammesleuten dort. Die Teilnahme an einer großen Tauffeier in einem Dschungelfluß. Der Besuch im Krankenhaus in Kondalaagraharam. Die unvorstellbare Not der Leprakranken dort.

Nun sollte sich eine Rundreise durch Indien anschließen, um Land, Leute und Kultur besser kennenzulernen. Der Flug nach Bhubaneshwar, einem Hinduzentrum war schon Monate vorher gebucht und auch bestätigt worden. Aber nun, »abgesagt, der Flug ist abgesagt. Der nächste Flug nach Bhubaneshwar ist erst in zwei Tagen«, gleichmütig gab der indische Beamte Auskunft. Er konnte die ganze Aufregung nicht verstehen. Das ist eben Indien. Das kam hier jeden Tag vor. Diese zeitverrückten Europäer. In Indien spielt Zeit keine Rolle.

Was war zu tun? Umplanen, entschieden die beiden Gruppenverantwortlichen. Lassen wir die Tempelstadt

und fliegen gleich nach Benares, der »heiligen« Stadt am Ganges. »Ein Flug nach Benares? Für dreißig Personen?« mitleidig wiegte der Beamte den Kopf von rechts nach links, das indische Zeichen für »Nein«. »Wo denken sie hin? Ja, es geht ein Flugzeug in vier Stunden. Aber das ist völlig ausgebucht. Heute endet die große Parteiversammlung der Kongreßpartei hier in Hyderabad. Da fliegen alle heim.« Deshalb also das chaotische Gedränge auf dem Flughafen! »Da ist keine Aussicht für sie. Ich kann sie ja auf die Warteliste setzen, aber, das ist aussichtslos.«

Niedergeschlagen saßen die Leute auf ihren Koffern. Die ganze geplante Rundreise stand also in Frage. Keine Möglichkeit, von Hyderabad wegzukommen. Die beiden Leiter beschlossen: »Wir suchen wenigstens ein Hotel.« Das Telefon in Indien. Endlose Wählversuche, endlich die Verbindung. Aber Absage um Absage. »Alles voll belegt. Der Parteitag, leider.« Zwei Stunden schon. Den Leuten knurrte der Magen. Die Hitze machte müde und schlapp. »Seven up«, die indische klebrige süße Form von Cola verstärkte den Durst nur noch. Auch das nach Soda schmeckende Limca ließ die Zunge am Gaumen kleben. Aber niemand schimpfte. Mitten in der überfüllten Abflughalle, auf den Koffern hielten sie eine Gebetsrunde: »Herr Jesus, du siehst unsere Situation. Du kannst auch weiterhelfen.« Plötzlich stand der indische Beamte von vorher da. »Sie können doch mitfliegen nach Benares. Eben hat eine Gruppe von Parteidelegierten ihren Heimflug verschoben. 32 Leute.« Die beiden Verantwortlichen sahen sich an: 32 Leute. »Unsere Gruppe hat 32 Teilnehmer.« Gott ist ein Gott, der paßgenau hilft.

Der Retter am Seil

Ein wunderschöner Sandstrand. Dahinter der Atlantik in schaumgekrönten Wellen. Wir waren hingerissen. Nichts wie ins Wasser. Auf unserer Urlaubsreise durch Marokko waren wir hier in Casablanca an einem idyllischen Fleckchen Erde. Nach den heißen, staubigen Tagen in der Wüste der richtige Ort zum Entspannen. Seltsam, daß hier niemand badete. Der Strand war doch wie geschaffen dazu. Nur in der Ferne sahen wir einige Leute am Strand sitzen. Eine große Tafel stand zwar da. Aber wir konnten nichts entziffern. Die arabischen Schriftzeichen waren für uns unleserlich.

Den VW in Sichtweite abgestellt. Wir zogen die Badehosen an und nichts wie rein in das erfrischende Naß. Es war herrlich. Mein Freund und ich schwammen um die Wette. Allerdings bin ich kein guter Schwimmer. Er gewann haushoch und war bald nach rechts aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich war froh, immer wieder Grund unter den Füßen zu spüren. Das Meer war hier noch nicht sehr tief, obwohl ich schon etwa 50 Meter hinausgeschwommen war. Ich warf mich den Wellen entgegen, genoß das Bad in vollen Zügen. Dann sah ich zum Strand hin. Interessant. Da war eine Gruppe junger Leute. Offensichtlich machten sie eine Rettungs-

übung. Sie banden einem jungen Mann ein Seil um die Hüfte, und er watete ins Wasser. Einige winkten und riefen. Verstehen konnte ich nichts. Ich winkte fröhlich zurück. Dann schwamm ich wieder einige Züge.

Da, plötzlich, ich hatte mich prustend hingestellt, meine Beine suchten den Grund, ein unwiderstehlicher Sog. Wie wenn viele Hände an mir ziehen. Ich versuchte zur Seite zu schwimmen, aber der Strudel war zu stark. Er zog mich wie mit kräftigen Seilen auf das offene Meer hinaus. Ich wurde unter Wasser gedrückt, tauchte wieder auf, schnappte nach Luft und dann rief ich laut um Hilfe. Reinhold hörte mich und schwamm näher. Da wurde auch er von dem Sog gepackt. Gemeinsam trieben wir hilflos dahin.

Ich wußte, ich war verloren. Und es stimmt: In diesen Sekunden sah ich Situationen meines Lebens wie ein schneller Film vor meinem inneren Auge ablaufen. Ich schrie zu Gott: »Herr hilf mir.« Wenige Meter neben mir sah ich Reinhold, mit weitaufgerissenen Augen. Dann schlug eine Welle über mir zusammen. Ein Ruck. Ich fühlte mich von kräftigen Händen gepackt. Ich machte die Augen auf, war schon fast bewußtlos. Ein junger Mann hatte mich gepackt, hielt mich wie mit Eisenklammern fest. Und wir schwammen gegen den Sog. Schwammen? Nein der junge Mann hatte ein Seil um den Leib gebunden und vom Land her zogen uns kräftige Fäuste an den Strand. Reinhold hing auch am Seil. Er konnte sich selber halten. Ich war dazu zu erschöpft.

Ausgepumpt, nach Luft schnappend lag ich dann im Sand. Die jungen Leute redeten alle auf uns ein. Arabisch, wir verstanden kein Wort. Dann in holperigem

Französisch. Reinhold übersetzte mir: »Sie sagen, hier sei das Baden verboten. Das Meer ist hier sehr gefährlich. Es gibt viele reißende Strömungen und Strudel. Viele sind hier schon ertrunken.« Diese Warnung hatte auf dem Schild gestanden. Wir konnten es aber nicht lesen. Ich war ganz tief dankbar. Das war es also: Was ich für eine Rettungsübung gehalten und interessant gefunden hatte, das war der Ernstfall. Die Rettungsanstrengung galt mir. Die jungen Leute hatten uns von weitem beobachtet. Sie hatten auch versucht, uns zu warnen. Aber sie waren zu spät gekommen. Wir waren schon weit im Wasser. Da sie wußten, was geschehen würde, hatten sie rasch gehandelt. Der Retter am Seil. Das war meine Rettung.

Der Retter am Seil. Das ist unsere Rettung, die ewige Rettung. Gott hat seinen Sohn Jesus Christus an das Seil der Liebe genommen. Und der sprang in den reißenden Sog dieser Welt. Wir treiben hoffnungslos in diesem Sog auf den Abgrund zu. Der Retter am Seil: Wer sich von Jesus Christus greifen läßt, der ist gerettet.

Der glückliche Unfall

Ein herrlicher Frühlingstag in der Woche nach Ostern. Wir sind mit den Kindern auf einen Waldspielplatz gefahren. Sie spielen wild Cowboy und Indianer. Wir Eltern sitzen beschaulich und genießen die Frühlingssonne. Plötzlich ein Schreien: »Mama, komm schnell, der Thomas!« Meine Frau springt hin. Der Thomas, unser Jüngster, damals knapp drei Jahre, liegt auf dem Boden. Er ist hingefallen, umgeknickt. Er versucht aufzustehen, sinkt aber immer wieder zusammen. »Mein Fuß tut so weh«, jammert er. Wir schauen uns beide an. »Ist etwas gebrochen?« Ich untersuche das Bein. Nichts. »Bleib ein wenig sitzen. Vielleicht wird es wieder besser«, sage ich. Und tatsächlich, nach einiger Zeit kann er wieder aufstehen. Er hinkt noch und ist merklich ruhiger.

Ein neuer Schreck. Meine Frau ist mit dem Kleinen beim Einkaufen. Da knickt er wieder zusammen. Er kann nicht mehr aufstehen. Sie trägt ihn zum Auto zurück. Der Kinderarzt untersucht Thomas sehr gründlich, schaut dann bedenklich: »Es könnte Morbus perthes sein. Ich bin mir nicht ganz sicher. Sie sollten noch zu einem Spezialisten gehen.« Zum erstenmal fällt dieses Wort, »Morbus perthes«, eine Krankheit, bei der

sich der Knochen des Hüftkopfes zersetzt. Dieses Wort sollte uns in den kommenden Jahren begleiten. Der Spezialist war ebenfalls nicht ganz sicher. »Aber sie müssen auf jeden Fall mit dem Jungen ins Krankenhaus, wahrscheinlich ist eine Operation nötig.«

Am Abend liegt der Kleine im Bett. Er schläft tief. Meine Frau und ich stehen bedrückt am Bett, dann handeln wir an ihm nach Jakobus 5 und befehlen ihn dem großen Arzt an. Welch eine Freude am nächsten Tag. Die Ärzte im Kinderkrankenhaus in Stuttgart sagen nach eingehender Untersuchung: »Nein, das ist nicht Morbus perthes. Da ist keine Operation notwendig. Das wird wieder.« Zur Vorsicht wird noch ein Knochensyndigramm gemacht. Auch hier kein Befund. Thomas kann auch wieder richtig laufen. »Kommen sie in einem Jahr wieder. Dann schauen wir uns die Hüfte nochmals an.« Dankbar fahren wir heim.

Immer wieder beobachten wir den Kleinen. Er ist fröhlich. Hinkt er nicht doch ein wenig? »Ach was, wir sind wohl zu gluckenhaft.« Die Routineuntersuchung nach diesem Jahr. Ein niederschmetternder Befund: »Morbus perthes im fortgeschrittenen Stadium.« Die Ärzte warten noch mit der Operation, versuchen noch andere Methoden. »Das Bein völlig entlasten«, riet der Professor. Wochenlang schieben wir Thomas im Wagen. Eine Qual für den quicklebendigen Buben. Aber dann doch: »Wir müssen operieren.«

Schwere Wochen für den Kleinen. Belastende Wochen für die ganze Familie. Die Mutter ist mit im Krankenhaus. Endlich darf er heim. Er liegt wochenlang im Gipsbett. Dann folgen viele Monate mit der Entlastungsschiene. »Bruno« nennen wir dieses Gestell.

Es sind auch anfechtende Tage: »Wenn Sie richtig glauben würden, dann könnte Gott ein Wunder tun. Sie aber vertrauen Ärzten«, schreibt ein »wohlmeinender« Bruder. Das ist schlimm. Ist denn Gott auf meinen »richtigen« Glauben angewiesen? Welch richtende Unbarmherzigkeit unter dem Deckmantel großer Frömmigkeit!

Wir fahren in Urlaub nach Dänemark. Thomas mit dem »Bruno«. Es tut weh, den tatendurstigen Kleinen so behindert mühsam durch den Sand stapfen zu sehen. Die anderen Geschwister toben am Strand und im Meer. Aber der Professor hat gesagt: »Er darf den Fuß auf keinen Fall belasten. Sonst ist die ganze Operation gefährdet.« Doch dann sage ich nach zwei Tagen: »Thomas, wir machen den »Bruno« weg. Aber du darfst nur kriechen. Nicht auf das Bein hinstellen.« Welche Erleichterung, der Kleine entwickelt eine sagenhafte Geschicklichkeit, sich im Sitzen fortzubewegen. Wir Eltern liegen schläfrig am Strand. Plötzlich: »Mama, der Thomas läuft.« Wir schrecken hoch. Tatsächlich, da rennt Thomas. Ich schimpfe mit ihm. Aber er sagt: »Es tut gar nicht mehr weh. Ich kann wieder gehen, wie vorher.« Er ist nicht mehr aufzuhalten. Schließlich lassen wir ihn. Der Bruno bleibt weg.

Mit Bangen gehen wir zur Untersuchung in die Klinik. Der »Bruno« ist brav wieder dran. Der Professor staunt. »Das ist ja ein Wunderkind«, meint er. »Schon nach 8 Monaten ist die Hüfte schon so gefestigt. Er braucht keine Entlastung mehr.« »Ja, das ist ein Wunderkind«, entgegnet meine Frau, »er wird, wie auch Sie, von vielen Leuten umbetet.« Der Professor schaut uns ohne etwas zu sagen an. Allerdings blieb das Bein etwa 1 1/2 cm

kürzer und Thomas mußte eine Erhöhung auf allen Schuhen haben.

Thomas lebt wieder normal. Er spielt sogar Fußball. Der Professor meint: »Lassen sie ihn nur. Bei diesem Kind sind schon so viele Wunder passiert. Er kann spielen.« Thomas lernt Fahrrad fahren. Dann kurvt er wild um das Pfarrhaus. Meine Frau steht große Ängste aus. Am Sonntag »Rogate« predige ich. Thomas ist mein Einleitungsbeispiel. Es geht um die unnützen Sorgen: »Vergebliche Sorgen sind solche Sorgen, wo ich mich ständig absorge, aber ich kann nichts tun. Kopfdrehungen nennt das die Bibel wörtlich. Kopfdrehungen, die nicht dadurch aufhören, daß ich etwas tue. Sie sind unnötig, ja lähmend. Der Thomas mit seinem Fahrrad, und die Sorgen meiner Frau. Es gibt nur den Weg, das Fahrrad wegzuschließen. Das wollen wir aber nicht tun; also sind die Sorgen Kopfdrehungen. Und solche Kopfdrehungen sollen wir wegwerfen, zu Jesus hinwerfen. Das haben wir mit dem Thomas und seinem Fahrrad getan. Jetzt sind wir ruhiger.« So habe ich gepredigt.

Am Abend dieses Sonntags. Wir sitzen mit einigen Gemeindegliedern im Pfarrgarten. Plaudern, genießen die Sonne. Da, ein Quietschen und dann der Ruf: »Der Thomas ist auf ein Auto gefahren.« Wir rennen los. Der Kleine ist mit seinem Fahrrad ohne zu schauen aus unserer Straße herausgefahren und genau gegen ein Auto geprallt. Er liegt da, auf der Straße. »Mein Fuß«, jammert er. Der Fuß ist gebrochen. Es ist das operierte Bein. Auch das noch. Es wird wieder eingegipst. Was hatte der Professor gesagt? »Jetzt ist alles gut verwachsen. Aber es wird wohl noch eine Operation nötig werden, damit die Hüftpfanne richtig sitzt!« Würde jetzt al-

les wieder beginnen? Dazu die bohrenden Fragen: »Warum das, nachdem ich heute doch so gepredigt hatte? Was wollte Gott nur damit sagen? Hatte ich den Mund zu voll genommen?«

Nach sechs Wochen wurde der Gips abgenommen. Welch eine Enttäuschung: Das Bein war nicht richtig eingegipst gewesen. Nun hatte Thomas eine X-Stellung. »Das Bein muß noch einmal gebrochen werden.« Aber der Professor in Stuttgart sagte: »Wir warten noch ein Jahr. Dann machen wir beide Operationen zusammen, Bein und Hüfte.« Auch er war aber zornig über den falschen Gips.

Thomas beim Arzt. Ein Jahr später. Lange untersucht ihn der Professor. Schweigend, sieht er uns ungläubig an: »Alles völlig in Ordnung. Die Hüfte ist einwandfrei. Auch das Bein hat sich normalisiert. Wohl durch die X-Stellung des Beines wurde die Hüfte so aktiviert, daß sie sich vollständig ausgebildet hat.« Eine Nachmessung ergibt sogar, daß beide Beine wieder gleich lang sind. »Meine Mutter würde sagen«, meint der Professor, »da hat der da oben seine Hand im Spiel. Der Unfall war ein Glück für Thomas.« Ja, der da oben hat mehr als eine Hand im Spiel. »Kein Haar soll von unserm Haupt fallen, ohne den Willen des Vaters im Himmel.« Thomas ist unser »Wunder-Kind« und wir Eltern staunen immer mal wieder, wenn wir ihn in voller Aktion erleben.

Eine Krankengeschichte? Ja, aber vielmehr. Eine Glaubensgeschichte, eine Hilfesgeschichte, eine Jesusgeschichte heute!

Wie er es schickt

Das junge Lehrerehepaar. Sie unterrichtet an der Grundschule; er an der Sonderschule. Welche Freude: Sie erwartet ein Kind. Die beiden sind glücklich. Die ganze Familie freut sich mit.

Besorgt erzählt mir die Mutter der jungen Frau eines Morgens: »In der Klasse meiner Tochter ist ein Mädchen an Ringelröteln erkrankt.« Ich schaue verständnislos. »Eine eigentlich harmlose Kinderkrankheit«, erklärt sie, »aber für Schwangere sehr gefährlich. Wenn meine Tochter sich ansteckt, besteht für das Kind im Mutterleib akute Gefahr. Der Fötus stirbt ab oder es kommt zu Mißbildungen. Medizinische Hilfe ist nicht möglich.«

Wir falten mitten im Bürobetrieb die Hände und befehlen die werdende Mutter der Hilfe Gottes an.

Die Tochter bleibt auf Anraten des Arztes einige Tage von der Schule weg. Kein anderes Kind wird weiter krank. Und dann doch: An einem Abend hat die junge Lehrerin Flecken im Gesicht. Der Arzt bestätigt: »Wohl beginnende Ringelröteln.« Die beiden sind tief erschrocken. Sie beten zusammen. Auch eine bedrängende Frage: »Warum läßt das Gott zu? So viele haben doch mitgebetet?« Es wird eine lange, bange Nacht für

das junge Ehepaar. Die ganze Familie bangt und betet mit. Gegen Morgen sagt die junge Frau: »Ich kann das zwar nicht verstehen, aber ich will Gott weiter vertrauen.« Dann zu ihrem Mann: »Du bist ja Lehrer an der Sonderschule, hast täglich mit behinderten Kindern zu tun. Vielleicht soll es so sein, daß wir selber ein behindertes Kind bekommen. Dann können wir diese Kinder und die Eltern besser verstehen.«

Die Mutter der jungen Frau und der Vater sind am Morgen bei mir. Wir sind tief betroffen und können alles nur Gott anbefehlen. Die junge Frau muß nocheinmal zum Arzt. Er will Blut abnehmen. »Das Ergebnis wird aber erst in zwei Wochen vorliegen. Erst dann wissen wir, ob es wirklich Ringelröteln sind«. Also lange Tage des Bangens? Gegen 10.⁰⁰ Uhr an diesem Vormittag: Die junge Frau schaut in den Spiegel. »Sind die Flecken tatsächlich schwächer? Oder ist der Wunsch der Vater des Gedankens?« Doch ihr Mann und ihr Vater bestätigen das: »Die Flecken sind ja weg!« Wir können alle zusammen nur danken und staunen. Die Flecken bleiben auch weg.

Sie geht auch nicht mehr zu diesem Arzt. »Laß die Blutprobe, wo sie ist«, sagt ihr Mann. »Gott hat so direkt und sichtbar eingegriffen. Und der Arzt war so wenig hilfreich, hat sich auch seltsam verhalten. Wir nehmen jetzt unser Kind getrost aus Gottes Hand.«

Monate später: Die jungen, glücklichen Eltern bringen ihr Kind in unsere Kirche zur Taufe. Das kleine Töchterchen ist gesund und putzmunter. Wir alle, die wir mitgebetet, mitgetragen, mitgebangt haben — jetzt danken wir auch bewußt mit. Eine wichtige Erfahrung für die jungen Eltern, für die ganze Familie, für uns alle.

Wichtig: Gott erhört ganz direkt Gebet. Ganz wichtig aber auch der Satz der jungen Frau: »Ich kann zwar nicht verstehen, aber ich will Gott weiter vertrauen, aus seiner Hand nehmen, wie er es schickt!«

EDITION

Hilft Jesus tatsächlich
heute noch?
Spannende Erlebnisse
aus aller Welt belegen,
daß und wie Gott in das Leben
von Menschen eingreift
und auch in Ihrem Leben
wirken kann.

hänssler



9 783775 119153

ISBN 3-7751-1915-9